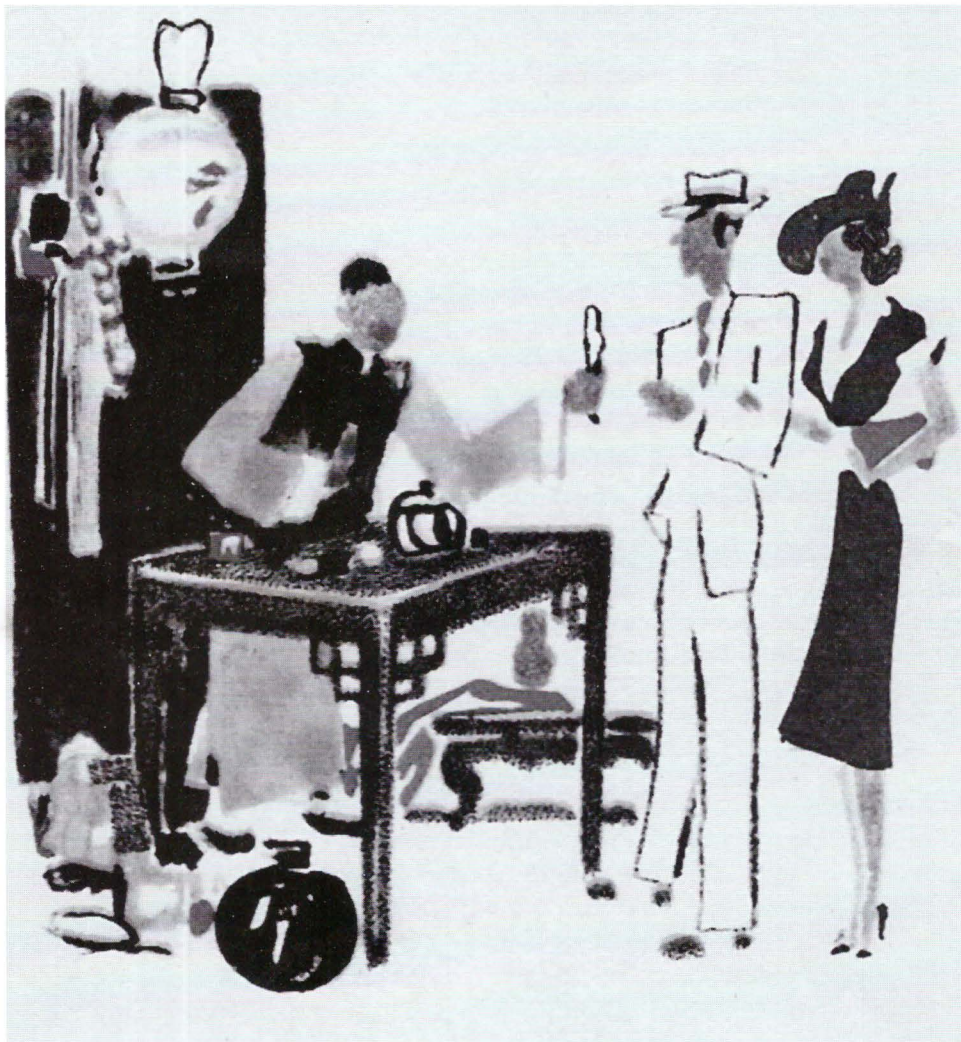


# StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



September 2005

**Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.  
(StuDeO)**

**侨居东亚生活资料集**

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

**Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.**

**Jährliche Mitgliedsbeiträge**, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42

juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;  
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFT  
Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments  
in the form of checks – made out to Hilmar Haenisch /  
StuDeO – to Hilmar Haenisch

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** an die Schriftführerin Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth / Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder \*\*\*

**Impressum**

HERAUSGEBER  
Studienwerk  
Deutsches Leben  
in Ostasien e.V.  
(StuDeO)

REDAKTION  
Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-Infos erscheinen dreimal pro Jahr.

Redaktionsschluß jeweils 1. März / 1. August / 1. November

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau, z.Hd. von Renate Jährling.

**Titelbild** – Nach einer Illustration von Friedrich Schiff, einem Wiener Maler und Zeichner (1908-1962), der von 1930-1947 in Ostasien, meist in Shanghai, lebte, aus: Shanghai, photographed & depicted by Ellen Thorbecke with Sketches by Schiff, Shanghai 1941, S. 62. – Der Sketch zeigt eine Ladenszene in der Yates Road.

**StuDeO-Vorstand**

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle  
Renate Jährling

SCHATZMEISTER

Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

\*\*\*

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

## **Liebe Mitglieder und Freunde des StuDeO!**

An den Anfang möchte ich das Gedenken an unser langjähriges, treues Mitglied

Dr. Edward J. Arndt

stellen, der vor kurzem im 96. Lebensjahr in Pensacola, Florida, verstorben ist.

Wenige Wochen zuvor hatte er dem StuDeO eine hochherzige Spende von 10.000,00 \$ gemacht, und das ausdrücklich, weil er die Intentionen des StuDeO begrüßte und seine weitere Arbeit unterstützen wollte. Es ging ihm außerdem darum, das Gedenken an seinen Vater, Reverend Edward Louis Arndt, den ersten Missionar der Lutheran Missouri Synod in China wachzuhalten, der zeit seines Lebens in Hankow wirkte und dort mit Pastor Kastler von der deutschen Gemeinde eng befreundet war.

Das Leben des Edward Louis Arndt verdient sicher insgesamt intensive Beschäftigung. Wie der Sohn berichtete, hat sein Vater, der des Deutschen in Wort und Schrift durchaus mächtig war, eine Autobiographie mit dem Titel „Gottes Wunderwerke“ verfaßt und diese in Gabelsberger Kurzschrift niedergeschrieben. So konnte die Familie nach seinem Tod im Jahre 1929 – er ist übrigens in Hankow auf dem International Cemetery begraben – zunächst nichts damit anfangen. Erst nach dem

Zweiten Weltkrieg im besetzten Deutschland fand der Sohn in einem Flüchtlingslager einen Sudeten-deutschen, der die Gabelsberger Kurzschrift beherrschte und das Manuskript in Langschrift „übertragen“ konnte. Wir bemühen uns nun darum, ein Exemplar dieser Transkription aufzutreiben, um gegebenenfalls geeignete Teile daraus zu veröffentlichen und so dem Wunsch des großzügigen Spenders nach Ehrung seines Vaters nachzukommen.

Im vorliegenden Heft finden Sie wiederum einen bunten Strauß von Erinnerungen und Berichten aus Ostasien bis in die Gegenwart hinein, die die ganze Vielfalt des deutschen Lebens in Ostasien widerspiegeln. Die Besprechung einer „west-östlichen“ Kunstausstellung rundet es ab.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und würde mich freuen, wenn Sie sich dazu aufgerufen fühlten, selbst einmal einen Beitrag für eines unserer nächsten Hefte zu verfassen und Freunde und Bekannte, die noch nicht zu unserem Kreis gehören, als Mitglieder zu gewinnen.

In diesem Sinne grüßt Sie herzlich

Ihr

Dieter Lorenz-Meyer

## **Meine Besteigung des Fujinoyama im August 1900**

**Gustav Selig**

*(3. und letzte Folge)* Endlich wurden wir aber auch für unser Warten belohnt, siegreich brach die Sonne aus den Wolken hervor, den Fuji und alle anderen nahen und fernen Gipfel vergoldend. Schnell folgte Strahl auf Strahl, und bald voll am Himmel stehend, begann die Sonne ihren Tageslauf. – Im Nu war es um uns Tag geworden, ein Wechsel so schnell und grell, wie man ihn unten auf der Erde nicht kennt. – Die Wolken im Thale begannen unruhig zu werden, wie ein wallendes Meer wogten sie durcheinander, sanken tiefer und entfernten sich vom Fuji selbst, so daß wir einen Blick in die dem Fuße zunächst gelegenen Gebiete hatten. Seen, Berge, Thäler und Wälder lagen von der Morgensonne beschienen unter uns, und aus der Tiefe drangen die Stimmen und andere Geräusche bis zu uns empor.

Es war ein herrlicher Augenblick. Schon der Sonnenaufgang an sich wäre eine solche Anstrengung

wie die Fuji-Besteigung wert gewesen, jetzt kam aber noch die ganze Umgebung hinzu und der Blick in so weite, weite Ferne. – Mir hat es der Berg angethan, und ich habe sehr große Sehnsucht nach ihm. Häufig, wenn ich jetzt gegen 5 Uhr morgens aufwache, gehe ich für einige Minuten auf die Verandah, um nach dem in der Morgendämmerung liegenden Fuji zu sehen, und dann denke ich an diesen Morgen des 6. August zurück und suche mir die Empfindungen desselben zurückzurufen. –

H. stimmte sehr dafür, vor dem Abstieg noch den Krater zu umgehen, und wengleich M. und ich sehr abgespannt waren, willigten wir ein, wobei uns einer der Führer begleitete. Wir legten erst den schon beschriebenen Weg zum Silberbrunnen wieder zurück, wo M. einige bekannte Japaner aus Yokohama traf, mit denen erst etwas Silberwasser getrunken werden mußte. Unterwegs sahen wir am

äußersten Rande des Kraters etwa 20-30 Pilger in sehr gefährlicher Stellung knien, die in den Krater hineinsehend, beteten. Nachdem wir eine Leiter hinaufgestiegen waren und einen der vielen kleinen Tempel passiert hatten, erklimmen wir den höchsten Punkt, von wo wir einen prachtvollen Blick auf den Stillen Ocean hinaus hatten. Unter uns lagen grüne Berge, wie Felder aussehend, an der Küste hin sah man einige größere Orte, und dann begann das Meer, in dessen Einerlei nur die Insel Oshima mit ihrem rauchenden Vulkan dem Auge einen Ruhepunkt gewährte. – Links sahen wir das Hakone-Gebirge mit dem See, dann die Meeresbucht, an der Zushi liegt und in welcher wir Enoshima deutlich erkannten, dahinter erstreckte sich die Tokyo Bay, die aber im Nebel etwas verschwommen war. Da die Sonne noch nicht sehr hoch stand (es war vielleicht  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr), warf der Fuji einen riesigen Schatten in das Land hinein, der sich sicherlich einige Meilen weit erstreckte. Man bekam hier oben erst einen Begriff davon, wie gebirgig das ganze Land ist und welche riesigen Höhen darunter sind. Im Westen zog sich eine gewaltige Bergeskette bis Nagoya hin, leider sehr in Wolken gehüllt, aus denen nur die höchsten Spitzen hervorragten. Im Norden präsentierte sich der Vulkan Asamayama, über dessen Haupte eine dicke Rauchwolke lagerte. Auch die Berge von Nikko sah man deutlich, doch, wie schon gesagt, nur die hohen Punkte. – Der Abstieg von dieser Höhe war das Gefährlichste auf dieser Tour. Fast an der schwierigsten Stelle hatte ein Japaner in die Lava eine Höhle wühlen lassen, in der er gewohnt hat. Wenn der Herr, der jetzt wohl fort ist, aus seiner Thür trat und nicht genau aufpaßte, so konnte er Hals über Kopf bis unten ins Grüne hineinpurzeln. – Unser Pfad war vielleicht 20 cm breit, an einer Stelle mußten wir uns rechts mit beiden Händen an den Felsen festhalten und durften keinen Blick nach unten senden. Rettung wäre bei einem Fehltritt unmöglich gewesen. Man kam nur langsam von der Stelle, denn vor und hinter uns krabbelte und wimmelte es von Japanern, ich glaube, ca. 500 Mann waren an dem Morgen dort oben. – Unser Führer ermahnte uns, nicht zu schnell zu klettern, aber an diesen gefährlichen Stellen auch nicht auszuruhen, da die Lava event. einmal nachgeben könnte. Wir gelangten dann an noch ein Plateau, von wo aus man in den verschütteten Krater gut hinabsteigen kann. Doch blieben wir oben beim sogen. Goldbrunnen, wo wir wieder unseren Durst löschten und zwei Flaschen Wasser kauften, eine für unseren alten Godown-Keeper, die andere für meinen boy. Nach dem Glauben der Japaner schützt das Wasser vor dem Tode und ist

daher sehr begehrt. Die Frau meines boy bedankte sich noch kürzlich dafür und sagte, ihrer vier Personen hätten davon getrunken, dabei war es kaum ein Weinglas voll Wasser. Wir selbst mußten dieses gehörig bezahlen, während die Japaner mit einer höflichen Verbeugung teilweise wieder abzogen.

Nach etwa einstündigem Marsch mündete der Weg wieder bei unserer Höhle und rüsteten wir uns nun zum Abstieg. Unser Quartier wurde gleich wieder von anderen Pilgern besetzt, die sich freuten, daß wir so schnell abzogen. – Für die nächste Nacht war dieses Obdach für eine Prinzessin aus Tokyo mit Gefolge gemietet; das arme Mädchen hatte eine Sünde begangen und mußte zur Strafe dort oben beten. Hinterher sollte sie dann einen Prinzen heiraten. –

Der Berg mit seinen roten Lavamassen sah im hellen Sonnenlicht recht öde aus, und ich freute mich, aus der toten Welt dort oben wieder hinabzusteigen in den Bereich des Lebens, wenngleich ich trotz meines schlechten Befindens im voraus wußte, daß ich, unten angelangt, doch wieder Sehnsucht hinauf haben würde.

Gerade vor der Thür unseres Nachtquartiers begann der Abstieg, erst steil über Steine hinweg, die allmählich aufhörten, so daß wir schließlich nur in Lava wanderten oder vielmehr liefen. Mit den Absätzen fest eintretend, in der rechten Hand den Bergstock, immer bereit, denselben im Notfall als Stütze in die Lava hineinzustoßen, rutschte man bei jedem Schritt 1-1 $\frac{1}{2}$  mt. weiter, es sah von oben aus, als wenn wir auf Rollschuhen liefen. Wir glitten in ziemlich großen Abständen hinter einander her, da jeder viel Staub aufwirbelte. An manchen sehr steilen Stellen war die Sache nicht ungefährlich, und ein Fall vornüber hätte einen leicht Hals über Kopf nach unten befördern können. Teilweise aber war es ganz gefahrlos, und H. bewies uns das, indem er sich auf die Nase legte, ohne weiter zu rutschen. Unsere Müdigkeit war fast verschwunden, und mit ganz kurzen Ruhepausen ging die Reise bis zur 6. Station hinab. – Ihr werdet bereits bemerkt haben, daß wir einen anderen Weg wie am Tage zuvor gewählt hatten. Aufgestiegen waren wir von Südwesten, und jetzt ging der Abstieg direkt nach Osten zu. Links von uns führten bequeme Zickzackwege in die Höhe, welche, da dieser Weg die Hauptroute zum Top ist, sehr bevölkert war. Die Luft wurde dicker und besser, und wir fühlten uns infolge dessen immer wohler. Den Weg bis zur 6. Station hatten wir in nicht ganz  $\frac{3}{4}$  St. zurückgelegt, während der Aufstieg auf den eben erwähnten Wegen 5-6 Stunden dauert. Das gibt Euch einen Begriff von der Schnelligkeit un-

seres Abstiegs. – In Station 6, wo sich viele Gäste befanden, wurde eine gehörige Ruhepause gemacht. Es war dort schon so civilisiert, daß ich die Euch gesandten Photos kaufen konnte, und zwar recht billig, 8 sen – 17 Pfennig das Stück. An den Wänden dieses Quartiers las ich die Namen verschiedener mir bekannter Deutscher aus Yokohama und Kobe, also ein Zeichen, daß dieser Weg wohl häufig benutzt wird. Um ½10 Uhr brachen wir wieder auf und wanderten direkt bis zur 1. Station. Schon zu Anfang des Weges begann etwas Vegetation, erst niedriges Gestrüpp, und plötzlich befanden wir uns überraschend schnell in grünem Gebüsch, wo wir erleichtert aufatmeten. Nach dieser Station kamen wir in wundervollen Hochwald mit Unterholz durchsetzt, wo auch viele Erdbeeren wuchsen, die H. und ich uns wohl schmecken ließen zum Entsetzen der Führer, welche dieselben für Gift und Schlangenfutter erklärten. Es ging noch immer ziemlich steil bergab, so daß wir uns in gelindem Laufschrift befanden. Hier führte der Weg mitten durch einen Tempel, den wir mit abgezogenem Hut durchschritten. Auch die unvermeidlichen Theehäuser fehlten nicht, bei denen wir uns aber nicht aufhielten, sondern frisch und munter ging es weiter bis *uma gaeshi* („Pferde zurück“), doch war dies nicht dasselbe, welches wir am Sonnabend passiert hatten. – Hier endete der Hochwald, und der Weg wurde eintönig; wir fühlten nachgerade unsere Beine und wanderten ziemlich erschlaft und schweigend in der Mittagsglut hintereinander her, bis wir nach fast 2 Stunden Subashiri erreichten, einen großen Ort, reich an Theehäusern, Tempeln und Hainen. Von hier geht eine Pferdebahn nach Gotemba, und wir mieteten uns einen extra Wagen, um noch rechtzeitig den 3 Uhr Zug zu erreichen. Unsere Führer hatten wir vorher abgelohnt und ihnen einen Teil unserer Mundvorräte überlassen, da wir bei unserem geringen Appetit kaum ein Drittel verbraucht hatten. Sie waren dann rasch mit vielem Dank verschwunden. Kaum waren wir aber 5 Minuten in unserer Pferdebahn gefahren, so holten wir die Leute ein, und ohne zu fragen, fuhren die fünf als blinde Passagiere mit bis Gotemba. Bei dieser Fahrt wurde man schön durchgeschüttelt, der Wagen war sehr klein und ohne Federn, so daß man oft vom Sitz in die Höhe flog und sich halten mußte, um nicht herunterzufallen. Ab und zu hatten wir noch einen kurzen Blick auf den Fuji gehabt, leider immer kaum ½ Minute, dann oben wallte und wogte es durcheinander, als ob starker Wind sich

aufgemacht hätte, der Berg sah von hier unendlich hoch und fast unbesteigbar aus. – Von Gotemba fuhren wir I. Classe, um behaglich ruhen und uns einmal wieder waschen zu können, denn in dieser Wagenklasse sind sehr gute Toiletten-Abteilungen. Mit uns saß ein sehr feiner Japaner als einziger Passagier im Wagen, den Herr M. als den Minister des Inneren erkannte und dessen Namen er auf den Koffern las. Der Herr war sehr freundlich und liebenswürdig. Zur Entschuldigung dafür, daß wir einige Unruhe im Coupee verursachten, indem wir uns teilweise umkleideten, erzählte Herr M. ihm, daß wir vom Fuji kämen und uns seit zwei Tagen nicht gewaschen noch die Kleider gewechselt hätten. – Eine Station vor Yokohama mußten wir umsteigen, da dieser Zug direkt nach Tokyo ging. Nachdem wir uns von dem Herrn Minister verabschiedet hatten, rief uns derselbe noch einmal an und reichte uns durchs Fenster einige liegen gelassene Fächer, die wir in einem Theehaus geschenkt bekommen hatten und nicht weiter mitschleppen wollten, da man jetzt im Sommer das Haus voll genug von solchen Sachen hat. Der japan. Minister hat mir aber riesig imponiert ob seiner Liebenswürdigkeit.

Gegen ½8 Uhr trafen wir wieder in Yokohama ein und fuhren direct zum Bluff. Abends nach Tisch legte ich mich aufs Bett und ließ meine Beine massieren, was mir sehr gut that und sicher dazu beigetragen hat, daß ich dieselben an den folgenden Tagen nicht mehr so sehr fühlte, wengleich mir Treppensteigen erst sauer wurde. Sonst ist mir alles ausgezeichnet bekommen, und ich blicke mit großer Befriedigung auf diese Tour zurück. Vielleicht haben wir auch die günstigste Zeit gewählt, denn in den letzten Wochen waren immer sehr starke Winde, die oben gleich in Stürme ausarten. Eine hiesige Gesellschaft hat vorige Woche 3 Tage in der 2. Station gelegen, ohne rück- und vorwärts zu können, von oben sollen große Steinblöcke, wie Bälle, heruntergeflogen sein. Von Herrn M's entfernteren Bekannten sind vor 2-3 Jahren einige dort oben von einem Taifun überrascht worden, und hat man von denselben nie wieder etwas gesehen. – Aber mich zieht es doch wieder hinauf, und wenn ich, wie auch heute, den Berg von unserer Verandah in seiner vollen Pracht und Majestät vor mir sehe, so kann ich den Blick nicht von ihm abwenden und suche mich in die Zeit dort oben zurückzusetzen. Das Ganze liegt oft wie ein Traum hinter mir, und ich denke dann, es war zu schön, um Wirklichkeit sein zu können.

# Unsere chinesische Dienerschaft

## 2. Teil

Edith Heinisch-Lindmeyer

1934, nach bestandenem Abitur in Bremen, kam endlich die Zeit, daß ich wieder „nach Hause“, nach Hankow, durfte. Es folgten bis 1938 die schönsten Jahre meiner Jugend, denn nun war ich erwachsen und erlebte China aufs neue. Ich genoß das gesellige internationale Treiben mit jungen Menschen bei sportlichen Veranstaltungen, spielte Tennis, Golf und lernte Reiten. Treffpunkt war täglich der Race Course. Hier wurde getanzt, hier fanden alle Bälle statt, und ein herrliches Schwimmbad war im Sommer der Hauptanziehungspunkt. Arbeiten tat ich im Deutschen Generalkonsulat, bereiste während des Urlaubs das Land und lernte interessante Menschen kennen. Das Leben war schön! Wir wohnten ja nach wie vor am Bund in der San Peh und mit uns unsere Dienerschaft.

Der Stab hatte sich verkleinert. Ausgelöst durch die Börsenkrähe in den USA, welche die geschäftliche Lage für Vater als Broker empfindlich beeinträchtigten, war Sparsamkeit nötig geworden. Vom Sechsfinger-Koch hatten wir uns getrennt. Ausgestattet mit einer Abfindung (man würde heute von Sozialplan sprechen) war er, alt und grau geworden, aufs Land zu seiner Familie gezogen.

Aber siehe da – Emil war geblieben. Zusammen mit Mutter, die sich vermehrt der Küche gewidmet hatte, war er allen Anforderungen gewachsen und erwies sich als vollgültige Kraft. Jetzt war er der „da she fu“ (Koch Nr. 1), für uns aber immer noch Emil. Ich freute mich, ihn wiederzusehen, was er bei unserer Begrüßung – herzlich von meiner Seite – mit einem Anflug von Lächeln quittierte. Ganz verlor er seine Schüchternheit nie, obwohl er sehr an Statur gewonnen hatte.

Und da war Ho-da, der neue Boy. Ihn kannte ich noch nicht. Ho-da und Emil, sie waren jetzt die zuverlässigen Stützen in unserer Dienerschaft, zu der noch eine Wasch-Amah zählte, eine hübsche junge Person, die von den Männern geneckt wurde. Diese drei trugen wesentlich zu unserem Wohlbefinden bei.

Einen Kuli gab es nicht mehr. Vater hatte Ho-da und Emil gefragt, ob sie sich den Job teilen würden, und sie hatten zugestimmt. Offenbar erkannten sie die Notlage, und praktisch, wie Chinesen nun einmal sind, machten sie das Beste daraus. Sie müssen das wohl erwogen haben, denn so selbstverständlich war es nicht, daß man in gewisser

Weise einen sozialen Abstieg in Kauf nahm. Aber die Eltern genossen den Ruf größter Beliebtheit bei der Dienerschaft in Hankow. Also zeigte man Verständnis und blieb.

Ho-da gebührt der erste, der allererste Platz in meinen Erinnerungen an diese letzten Jahre in China. Er war der „Number One“ schlechthin. Anstellig und von unaufdringlicher Würde, versah er seinen Dienst. Schön war er wirklich nicht, aber seine Freundlichkeit, seine Anhänglichkeit und seine mit großem Charme gepaarte Treue machten ihn zu einem äußerst angenehmen Mitbewohner. Darüber hinaus war er stets fröhlichen Gemüts, und das gefiel uns allen.

Als Boy servierte er bei Tisch, bekleidet mit einem langen, weißen I-shang, geschlitzt an beiden Seiten bis zum Knie. Darunter trug er weiße Hosen, bis zu den Fesseln eng gebunden. Das gehörte sich so. Die Füße steckten in schwarzen Stoffschuhen mit dicker Filzsohle, auf denen er sich angenehm geräuschlos über die blank gewienerten Fußböden bewegte. In diesem Aufzug bediente er auch das Klingelzeichen, wenn Besucher sich meldeten. War er mit Putzarbeiten beschäftigt, genügte ein blauer Kittel über einer schwarzen Hose. Ob weiß oder blau – immer tadellos sauber, von der Amah gewaschen und gestärkt.

Ho-da war verheiratet. Seine Frau wurde uns vorgestellt. Sie wohnte nicht ständig bei uns, Ho-da und sie hatten außerdem ihre „fang-tse“ (Wohnung) in der Chinesenstadt. Aber sie war natürlich oft in den Servant Quarters anzutreffen. Kam dann noch der eine oder andere „peng-yu“ (Freund) dazu, gab es ein lebhaftes Treiben. An heißen Sommerabenden bei weit geöffneten Fenstern und Türen hörte man das Klick-Klack der Mah-jongg-Steine und munteres Lachen. Chinesen lachen gern, am liebsten aus Schadenfreude. Geschah einem von ihnen ein Mißgeschick, herrschte größte Heiterkeit auf Kosten des Betroffenen. Das tat der allgemeinen Eintracht aber keinen Abbruch.

Und dann wurde Ho-das Sohn geboren. Was für ein Ereignis! Natürlich mußte er bei uns eingeführt werden. Nach angemessener Zeit war es so weit. Ho-da erscheint vorneweg mit Junior auf dem Arm, voller Stolz. Madame hinterher, sehr zurückhaltend und ausgesprochen schön, alle drei im Sonntagsstaat, der Kleine im traditionellen rotseidenen Jäckchen und Kopfputz. Rot ist die Farbe der Freude, das muß sein. Ebenso der Spiegel über

der Stirn des Kindes. Der war unbedingt nötig zum Schutz gegen böse Geister. Denn diese würden bei Annäherung voller Entsetzen ihre Fratzen im Spiegel sehen, von dem Kind ablassen und schleunigst das Weite suchen. Das wußte man doch! Das Debüt von Klein Ho-da wurde mit einem entsprechenden „cumsha“ (Geschenk, hier: Geldgeschenk) honoriert.

In Ho-das Wertschätzung kam natürlich Vater, der Master, unumstritten an erster Stelle. Wer dann? Es sollte ebenso natürlich Mutter sein. Aber wir hatten insgeheim unsere Zweifel. Mutter selbst war fest davon überzeugt, daß sie noch lange nicht kam, sondern daß wir „Kinder“ vor ihr rangierten. Wenn dem wirklich so war, erwies sich Ho-da jedoch als viel zu taktvoll, um es am nötigen Respekt fehlen zu lassen.

Es war schöner Brauch, daß man zu einer Dinnerparty seinen eigenen Boy mitbrachte, wenn es gewünscht wurde. Ho-da war bekannt für seine gekonnte Unterstützung hauseigener Diener. So begleitete er nicht nur die Eltern, sondern auch uns „Kinder“ zu großen Einladungen. War ich z.B. ins Generalkonsulat zum Essen gebeten, kam er nur zu gern mit. Er behielt mich fest im Auge, postierte sich wiederholt hinter mir und sorgte für mein Wohl. Er ließ offenbar keinen Zweifel daran aufkommen, was er seiner Young Missie schuldig war oder glaubte, ihr an Zuneigung beweisen zu müssen.



*Deutsches Generalkonsulat in Hankow 1939*

*Quelle: StuDeO-Fotothek P4910*

Bei anderen Gelegenheiten offenbarten sich weitere unschätzbare Eigenschaften dieses umsichtigen Dieners: Mein Bruder ist eingeladen, kommt vom Race Club nach Hause und will sich umziehen. Er sucht vergeblich nach einem bestimmten Hemd. Die Amah ist offenbar mit dem Waschen nicht nachgekommen. Er ruft nach Ho-da: „Ho-da, ich brauche schnell ein Hemd, geh mal zum Boy von Master Gollwitzer, kwai, kwai (schnell, schnell)!“ Ho-da wetzt los, kommt zurück mit einem Hemd. Da Gollwitzer von gleicher Statur, sollte das Hemd

wohl passen. Es paßt. Derlei machen die Diener unter sich ab, man kennt sich und hilft einander, sehr zum Nutzen der jeweiligen Master. In diesem Fall treffen sich die beiden Freunde auf derselben Party, sie sitzen einander gegenüber. Gollwitzer erblickt an der Hemdbrust die eigenen Initialen, er nickt verständnisvoll und sagt bloß ganz gelassen: „Lindmeyer, kleckere nicht – es ist mein bestes Hemd.“

Ein anderes Mal kommt mein Bruder mit der Eröffnung nach Hause: „Ho-da, heute abend kommen einige Gäste. Was haben wir zu essen?“ Offenbar nicht genug, die Ice-Box ist nicht darauf vorbereitet. Jedoch kein Problem. Ho-da macht sich auf die Socken und organisiert bei seinen Freunden das Nötige. Im Handumdrehen ist alles da, genug zu essen und zu trinken. Der Abend ist gerettet. Ohne die Wendigkeit der Diener im allgemeinen und Ho-das Geschick im besonderen wäre manches wohl nicht so reibungslos abgelaufen.

Ho-da sprach natürlich ein vorzügliches Pidgin. Er hatte sich aber auch recht gute deutsche Sprachkenntnisse angeeignet, zumindest gut genug, um unserer Unterhaltung bei Tisch bruchstückweise folgen zu können. Das zeigte sich, indem er in ein fröhliches Lachen auszubrechen pflegte, wenn unsere Gespräche Anlaß dazu boten. Unser Vater ermahnte uns von Zeit zu Zeit, mit unseren Äußerungen vorsichtiger zu sein.

Meinen Bruder und mich begrüßte er grundsätzlich mit einem zackigen „Tach!“ und strahlte dabei übers ganze Gesicht. Fügte der Heimkehrende dann hinzu: „Na, Ho-da, alter Himmelhund, wie geht's?“ kam unverzüglich die Erwiderung: „Gut!“ Diese Begrüßungen wurden zum Ritual.

Im Laufe der Jahre hatte sich einiges in der Tracht der Chinesen verändert. Als erstes wurde der europäische Hut übernommen, der hier und da das herkömmliche schwarze Käppi verdrängte und sich im Straßenbild mehr und mehr durchsetzte. Der I-shang, zu besonderen Anlässen aus schwerer Seide getragen, blieb noch lange erhalten. Aber lederne Schuhe sah man immer öfter. So ergaben sich oft merkwürdige Kombinationen. Auch Ho-da überraschte eines Tages mit einem neuen modischen outfit.

Ich war in den Bergen gewesen und nahm Mutter, die dort die Sommermonate verbracht hatte, wieder mit zurück nach Hankow. Es war kühler geworden, die Häuser wurden zugemacht, der Hausrat verpackt. Die Träger waren angetreten. An langen Bambusstangen hingen die Gepäckstücke genau ausbalanciert über deren Schultern. Ho-da übernahm das Kommando, seinen Anweisungen folgend bewegte sich der Zug bergab – Mutter und

ich hinterher. Ho-da überraschte in neuer Aufmachung: Khaki-Shorts, dazu helle Wadenstrümpfe und Lederschuhe. Das war eine Premiere. Frohen Mutes, den Transport hervorragend organisierend, zog er mit uns zu Tal. Die Entlohnung der Träger erledigte er in souveräner Weise. Er genoß unser aller Vertrauen. Was auch nicht getrübt wurde durch eine besondere Art von „squeeze“, der er huldigte, und mit ihm Emil.

Hin und wieder mußten Handwerker beschäftigt werden. Elektriker, Tischler ebenso wie Schneider und Schuhmacher. Die kamen ins Haus. Einschlägige Geschäfte gab es noch kaum. Waren neue Kleider, Hosen oder Schuhe fällig, wurden die jeweiligen Meister ihres Faches hergebenen. Das erledigten Ho-da und Emil. Es wurde Maß genommen, neue Termine zur Anprobe festgesetzt, beanstandet, gutgeheißen – je nachdem, bis das fertige Produkt abgeliefert werden konnte. Bei allseitiger Zufriedenheit stand der Bezahlung nichts im Wege, man verabschiedete sich bis zum nächsten Mal. Doch zunächst galt es, ein anderes Geschäft zu regeln. Schuhmacher oder Schneider mußten erst Ho-da und Emil passieren, die am Hintereingang Posten bezogen hatten. Dem Palaver war zu entnehmen, daß sie ihren Anteil forderten. Sie erhoben sozusagen einen Wegezoll nach der Devise: Wir, die Diener, haben Euch den Auftrag vermittelt, wir lassen Euch passieren, also bitte zahlt. Der Fall war klar. Es soll geschehen sein, daß Diener gelegentlich „zu teuer“ wurden, worüber sich die Lieferanten dann beklagten und unter Umständen weitere Arbeit ablehnten. Unsere beiden, Ho-da und Emil, haben sich offenbar an erträgliche Grenzen gehalten. Es gab insofern keine Schwierigkeiten.

Es nahte die Zeit des Abschieds aus China. Zuerst gingen die Eltern Anfang 1937 „für gut“ nach Deutschland. Ho-da und Emil, um die man sich von mehreren Seiten sehr bemüht hatte, wurden aufs beste untergebracht. Daß sie meinem Bruder und mir die Treue hielten und ihre Verbundenheit bekundeten, ging aus mancherlei hervor.

Kurz vor Weihnachten erschienen Ho-da und Emil, sozusagen Hand in Hand, und überreichten

mir eine Schüssel mit den wunderbarsten kleinen Kuchen, unverkennbar nach Mutters Rezepten fabriziert. Ich war gerührt, und das Heulen saß mir in der Kehle. Entstanden waren sie unter Emils Händen in der Küche seines neuen Masters. Dieser hätte sich wundern müssen über den verstärkten Verbrauch an Butter, Mandeln und ähnlichen Zutaten, wenn Emil nicht schlau vorgebeugt hätte. „New Master have catchie allsame (der neue Herr hat dasselbe gekriegt)“, versicherte er mit listiger Miene.

Der Abschied stand nun unmittelbar bevor. Emil bekam ein anständiges „cumsha“, Ho-da aber erhielt mein geliebtes Fahrrad. Er hatte darauf fahren gelernt. Ich sehe ihn noch in Schlangenlinien über den Bund segeln, ehe er es binnen Kurzem zu größter Virtuosität brachte. Botengänge erledigte er mit Vorliebe per Rad, und zwar dann, wenn ich es während der Mittagspause nicht brauchte.

Ganz zum Schluß kam Ho-da sogar mit seinem Abschiedsgeschenk für mich. Er trug einen Glassturz in den Händen, unter dem auf gefalteter roter Atlasseide fünf silberne Kraniche steckten, jeder auf einem Bein stehend, das in die Seide stach. „This belong for whole family Limmeyer“, erklärte er. Daß der Kranich das Symbol für langes Leben ist, brauchte er nicht zu erwähnen. Der Wunsch für uns alle war klar.

So wurden meine Kraniche sorgfältig in einer der Kisten verstaut. Sie haben die Seereise nach Deutschland gut überstanden. Lange, sehr lange noch haben sie mich begleitet durch Krieg und andere Fährnisse: Fünf silberne Kraniche auf roter Seide.

Immer wieder denke ich an China und unser Leben dort zurück, und wie selbstverständlich auch an unsere Dienerschaft. Nicht selten spielt in der Literatur das Verhältnis Herr – Diener eine wichtige Rolle, zumal unter dem Aspekt seiner Bedeutung für beide Teile. War ich mir dessen damals bewußt? Man lebte halt miteinander, ohne darüber, über die gegenseitige Abhängigkeit, nachzudenken. Erst später, aus der Distanz ist mir der Wert solcher Beziehungen aufgegangen.

## “Such was life in the far east”

### Erinnerungen eines vormals Jugendlichen

Hans-Peter Cortum

Ich wurde am 30. Juni 1928 im Victoria Nursing Home in Hankau, einem Stadtteil von Shanghai, geboren.

Mein Vater kam als junger Kaufmann 1912 nach

Hankow, geriet 1914 in Tsingtau für fünf Jahre in japanische Kriegsgefangenschaft und lebte nach seiner Rückkehr nach China 1920 sechsundzwanzig Jahre in Shanghai, wo er Teilhaber der deut-

schen Handelsfirma „Mee-Yeh Handels Compagnie“ war. – Meine Mutter kam 1924 zur Firma Hugo Stinnes nach Shanghai. Meine Eltern heirateten 1927. So viel zur Vorgeschichte.

Man wohnte damals, weit über die Stadt verteilt, hauptsächlich im International Settlement oder in der French Concession. Beide Distrikte standen unter verschiedener Verwaltung, was sich auch darin niederschlug, daß im International Settlement elektrischer Strom mit 220 Volt Spannung geliefert wurde und in der French Concession mit 110 Volt. Man mußte bei einem Umzug also wachsam sein, sonst fing unter Umständen, wie einmal bei uns, das Radio an zu qualmen. Jeder Stadtteil hatte auch seine eigene Polizei, Feuerwehr, Müllabfuhr und was sonst noch so alles zu einer ordentlichen Stadt gehört.

Da seit 1932 Krieg in und um Shanghai herrschte, kann ich mich zeitlebens an Stacheldrahtsperrn an den Grenzen der einzelnen Stadtteile erinnern. Nach 1937 wurde das gesamte Umland um die Konzessionen von den Japanern besetzt, und wir alle mußten an den Grenzübergängen aus dem Auto oder vom Pferd steigen und zu Fuß mit gezogenem Hut an den japanischen Posten und ihrer Fahne vorbeigehen. 1943 wurde Shanghai offiziell an China (Wang Ching Wei-Regierung) zurückgegeben und erhielt eine einheitliche chinesische Verwaltung.

Ab 1938 wohnten wir in einem modernen freistehenden Haus in einer Lane mit drei Häusern in der Tunsin Road (heute Wu Yih Lu). Bei meinem Besuch im Jahre 1994 standen die Häuser noch, waren aber um eine Etage aufgestockt worden und hatten einen seitlichen Anbau bekommen. Sie wurden nun jeweils von neun Familien bewohnt, und einige der von uns beim Umzug aus der Edinburgh Road mitgebrachten Palmen lebten noch. Es war schon bewegend, als ich nach bald fünfzig Jahren wieder in meinem Kinderzimmer stand.

Das Haus hatte damals sieben Zimmer und die sogenannten Boysquarters, wo Koch-Boy, Kuli und Amah wohnten. Wir (drei Personen) bewohnten Erdgeschoß und ersten Stock. In der Attic gab es noch zwei Zimmer, dazu ein Badezimmer. Hier wohnten oft Logiergäste, die auf der Durchreise oder aus verschiedenen Gründen für etwas länger in Shanghai Station machten.

Ansonsten war die Attic Wirkungsfeld von Li Da So, der Amah, die noch Lilienfüße hatte. Sie bearbeitete dort die Wäsche und schwang unermüdlich ihr Holzkohlebügeleisen. Sie war unter den Dienstboten die Respektsperson. Auch ich gehorchte ihr widerspruchslos. Sie kam aus Shantung und wollte im Frühjahr 1946 wieder in ihre Heimat zurück.

Ob sie die von meinem Vater im Wäscheschrank versteckten zwanzig großen Goldbarren mitgenommen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls waren sie verschwunden.

Daneben gab es noch den Koch-Boy – während des Krieges wurde in vielen Haushalten die Position des Kochs mit der des Boys gekoppelt. Der hieß Wang und schmiß mit Missie den Haushalt, besorgte die Nahrungsmittel, sorgte dafür, daß der Kuli auch alles richtig machte, das Silber putzte und dafür sorgte, daß die Teppichfransen glatt und ausgerichtet lagen.

Eine zeitlang gab es noch den Kaimendi, dessen Aufgabe es war, das Einfahrtstor auf- und zuzuschließen. Wenn es offen blieb, konnte es passieren, daß es über Nacht abmontiert wurde, so wie auch eines Morgens sämtliche Gullydeckel in der Einfahrt zu den drei Häusern fehlten.

Zu erwähnen ist neben dem Shofu, der eine Sonderstellung einnahm, der gardenman, der die Gärten in der Nachbarschaft pflegte. Er hieß Yes-Yes-Man, weil er zu allem, was angeordnet wurde, sagte: „Yes, yes, missie, me sawie“, was portugiesisch angehauchtes Pidgin-Englisch war und hieß „Ich weiß.“ Dann tat er jedoch genau das, was er für richtig hielt. Sie alle kamen bestens miteinander aus.

Manchmal war es notwendig, das Bambusgras aus dem Rasen zu rupfen, weil er sonst erstickte. Dann erschienen am frühen Morgen fünfzehn bis zwanzig Amahs mit kleinen Bambushöckerchen und rupften in einer langen Reihe nebeneinander das Unkraut aus.

1934 wurde ich Schüler der Kaiser-Wilhelm-Schule, nachdem ich vorher den Kindergarten bei Tante Gretchen besucht hatte. Heute befindet sich darüber das Café des Great Equatorial Hotel. Die ganze Ecke Great Western Road und Avenue Haig wurde „Deutsches Eck“ genannt und war mit Schule, „Deutscher Halle“ und deutscher evangelischer Kirche (wo sie stand, befindet sich heute das Hilton Hotel) bebaut. Der Platz dazwischen – von einer 200 m-Laufbahn umgeben – wurde als Pausenhof und Sportplatz genutzt.

Die Schule hatte zwölf Klassen, und man konnte das Abitur dort machen (mein Anlauf wurde leider durch die Besetzung und Auflösung der Schule im September 1945 abgebrochen). Sie galt als eine der besten deutschen Auslandsschulen. Die Lehrer waren durchweg jung, wenn auch ab 1938 keine neuen hinzukamen oder andere nach Deutschland zurückkehrten. Vor den meisten Lehrern hatten wir hohen Respekt und fügten uns eigentlich immer ihren Anordnungen. Bis auf Ernst Pollitzer, der sein Kaugummi nicht aus dem Mund nehmen woll-

te, eins an die Ohren bekam und zurückschlug. Er mußte daraufhin die Schule verlassen. Das war während des Krieges fatal.

Natürlich fiel es den Söhnen Hamburger Kaufleute, die meinten, den Ton angeben zu sollen, manchmal etwas schwer, sich von einem schwäbischen oder bayerischen Lehrer etwas sagen lassen zu müssen. Aber wir zogen schon mit.

Unsere Schule besuchten auch viele Kinder aus anderen Nationen. Sie waren immer voll integriert, und es gab keinerlei Schwierigkeiten. Darunter waren viele sogenannte „Weißrussen“, deren Eltern vor den „Roten“ nach der Revolution geflohen waren. Shanghai war ja neben Tanager die einzige Stadt auf der Welt, in die man ohne Visum einreisen konnte und wo niemand neugierige Fragen stellte. So war Shanghai auch das Ziel von 15-20.000 Emigranten aus Deutschland, denen bis zum Beginn des Rußland-Feldzuges 1941 die Ausreise gelungen war.

Zurück zu unserer Schule. Wir hatten Unterricht von 8.00 bis 12.25 Uhr und zwei- bis dreimal nachmittags Sport oder Arbeitsgemeinschaften. Selbstverständlich fand auch sonnabends Unterricht statt.



*Peter Cortum  
fünfzehnjährig*

Die Sommerferien dauerten vom 21. Juni bis etwa zum 15. September. Es gab ja noch keine Klimaanlage, und so setzten sich die Mütter mit ihren Kindern in den Sommermonaten nach Peitaiho, Tsingtau und Kuling oder mit der „Shanghai Maru“ oder der „Nagasaki Maru“ in einer vierundzwanzigstündigen Schiffsreise nach Nagasaki ab. Von dort ging es dann weiter nach Unzen, Karatsu oder Kawaguchi, wo in den Sommermonaten viele Deutsche zusammenkamen. Bei den Franzosen, Engländern und Amerikanern war es nicht anders. – Die Väter mußten mit ihren gestärkten Kragen in Shanghai ausharren und stießen erst in den letzten vierzehn Tagen zu ihren Familien, um dann mit ihnen zurückzureisen. Mein Vater hatte, wie er zu sagen pflegte, immer entweder zu viel oder zu wenig zu tun, so daß seine Besuche selten waren. Wir Jugendlichen hatten nach Erledigung unserer Schulaufgaben unheimlich viel vor, wobei der Sport ganz oben stand. Fünf Minuten von unse-

rem Haus entfernt befand sich an der Tunsin Road an der Westbahnlinie, die „Ascot Riding School“, wo ich das Glück hatte, mit zehn Jahren reiten lernen zu dürfen. Unterricht erteilte Herr Belorokoff, ein ehemaliger Kosakenoffizier, der fließend Deutsch sprach und uns ordentlich die Hammelbeine langzog. Geritten wurde auf kleinen Mongolenpferden mit kurzem Hals und hartem Maul. Aber es ging und machte Spaß.

Besonders kann ich mich an „Qualle“ erinnern, einen sandfarbenen Wallach, auf dem man auf dem Weg vom Stall weg unheimlich arbeiten mußte, der aber jede „Paper Hunt“ in Richtung Stall gewann.

Daneben gab es noch „richtige“ Pferde – Australier, die groß und besser für die Dressur geeignet waren. So entwickelten sich denn zwei Gruppen, die eine fürs Gelände, die andere für die Halle.

Meinen Freunden und mir war es egal, Hauptsache, wir durften aufs Pferd. Ausritte gingen ins Gelände nach Hungjao, das umgeben war von der Chungshan Road, der Rubicon Road, der Hungjao Road und dem letzten Ende der Great Western Road. Quer hindurch lief die Mac Leod Road vom Hungjao-Park zur Rubicon Road. Alles war freies Gelände mit einigen kleinen Dörfern und bellenden Hunden, durchzogen von vielen Creeks, über die ein, zwei oder drei Steine breite, also schmale Brücken führten. Das war dann manchmal etwas wackelig. Ein herrliches Gebiet mit vielen Sprunglinien, über die im Winter die „Paper Hunts“ gingen. Hinter dem heutigen Zoo, der damals Golfplatz war, lag der Poloplatz.

Diesem gegenüber, an der Hungjao Road, besaßen mein Vater und einige seiner Freunde ein großes Gartengrundstück – „Mielcks Garten“, in dem wir meistens die Sonntage verbrachten. Der Garten war auch ein beliebtes Reiterziel zum Ausruhen und Durstlöschen. Auch konnte man den dort angepflanzten Salat guten Gewissens zum Essen mitnehmen. Das war mit dem vom Markt wegen der „natürlichen“ Düngung gar nicht oder nur unter literarischem Einsatz von Kaliumpermanganat möglich.

Überschattet wurde das fröhliche Gartenleben 1943 davon, daß eben jener Herr Mielck auf der Rückfahrt von einem Fahrraddieb erschossen wurde.

Daß ich wegen des vielen Reitens allmählich auf den Kriegspfad zu meinen Lateinstudien kam, beeindruckte mich weniger als meine Eltern, die mich durch Pferdeentzug wieder an den häuslichen Schreibtisch zu fesseln suchten. Zum Glück konnten sie aber mein seelisches Leiden nicht lange ansehen. Und wenn sich dann – was gottlob häufi-

ger geschah – wieder eine Reitbeteiligung für dreimal die Woche ergab, ließen sie sich erweichten. Ich werde Madame Buschs „Harlequin“, Rossbachs „Odin“ und Stanges „Afra“ nie vergessen. Und daß ich beim „Schmalkaldischen Krieg“ nicht richtig aufgepaßt habe, hat mir in meiner Berufslaufbahn eigentlich nie geschadet. Was wissen Sie, verehrte Leser, darüber?

Besonders angetan hatte es mir natürlich der Race Course. Um die Wettleidenschaft der Chinesen auszunutzen, gab es fast das ganze Jahr hindurch



Race Course um 1941, v.l. Park Hotel, YMCA und Pacific Hotel (Turm)

mittwochs, sonntags und sonntags Pferderennen, etwa zehn Rennen am Tag. In erster Linie wurden diese auf Chinapony bestritten, die in fünfzehn Leistungsklassen jeweils für Kurz- und Langstrecken eingeteilt waren. Drei Siege brachten den Aufstieg in die nächsthöhere Klasse. Die besten, die dann alljährlich das „Shanghai Derby“ (für Neuankömmlinge aus dem Norden) und die „Shanghai Champion Stakes“ bestritten, waren also Klasse „1/1“. Am erfolgreichsten waren die sogenannten Henchman-Ponys (Henchman war, glaube ich, der Boss von „Jardines“). Sie hießen „Rye“, „Northwood“, „Bagshot“ und „Hindhead“. Sie wurden nach Ausbruch des Pazifik-Krieges von einem chinesischen Freund des Engländers übernommen und teilten sich die Siege unter dem weißen £ auf rotem Grund. Nur einmal gab es Schwierigkeiten: Da kein anderer Stall gemeldet hatte, mußte schnell ein neuer Stall mit weißem £ auf hellblauem Grund gegründet werden, um Konkurrenz zu schaffen. Die Siegprämien teilten sie sich aber weiterhin. Die besten Pferde in deutschem Besitz waren Remmeles „Zeppelin“ und Thordsens „Cherrylight“, der sogar einmal die „Shanghai Champions“ gewann.

Da ich zum Mißfallen meines Vaters als Sechzehnjähriger an jedem Wochenende mindestens einmal auf dem Race Course war, kannte ich auch viele Jockeys und die zumeist russischen Trainer und durfte vor der Schule von 6 bis 7 Uhr einige der Pferde trainieren. Natürlich nicht die oben genann-

ten. Das war gar nicht so leicht, wenn man das Kommando „zwei Runden Trab“ bekam – und beim Einbiegen in die Zielgerade senkte der Zossen den Kopf und bekam ein Maul aus Stein. Aber auch das hat Spaß gemacht, und irgendwie bekam ich dann doch noch die Möglichkeit, vor der Schule die verbummelten Matheaufgaben von Hanskarl oder Jutta zu „übernehmen“. Das waren unsere Besten, nur gab es Entscheidungsschwierigkeiten, wenn sie zu verschiedenen Ergebnissen gekommen waren.

Der zweitwichtigste Sport war Hockey im „Deutschen Hockey-Club Shanghai“. Er besaß einen schönen Platz an der Bahnlinie/Keswick Road mit einem schönen Klubhaus. Der einzige Nachteil war, daß viele verstorbene Chinesen nach Kriegsende in ihrer Heimat beigesetzt werden wollten und lange „aufbewahrt“ werden mußten. Das geschah in Leichenhallen auf dem Nachbargrundstück, woraus sich bei widrigen Winden manchmal erhebliche Geruchsprobleme ergaben. Aber dann wurde, bis der Wind gedreht hatte, bei einem erfrischenden Drink eine Pause eingelegt.

Gespielt wurde innerhalb des Klubs in drei Mannschaften um die Klubmeisterschaft oder, nach Kriegsbeginn, gegen Inder, Portugiesen oder Chinesen.

Dann gab es auch noch Tennis. Gespielt wurde im „Deutschen Gartenclub“, der sechs oder acht Sandplätze besaß. Das war aber nicht so meine Stärke. Ich verlor oft und schaute lieber zu oder bowlte. Mein Vater gestattete mir sogar, Chits zu unterschreiben: „C 4 Cortum“. Weil mir aber Club-Sandwiches viel zu gut schmeckten, war eines Tages meine Rechnung höher als die von Vater. Das gab natürlich Ärger, und ich mußte Mäßigung geloben.

So lebten wir denn selbst während des Krieges ziemlich ohne Sorgen vor uns hin. Wenn ich ehrlich sein soll, weiß ich eigentlich gar nicht, wovon, denn der Handel war ja zum Erliegen gekommen. Meinen Vater kann ich leider nicht mehr fragen.

Nach dem Ende des Pazifik-Krieges änderte sich die Situation sehr schnell. Die Schule wurde geschlossen und von den Amerikanern besetzt. Auch Stadtclub und Gartenclub gingen verloren. Bald fingen die Chinesen an, Häuser und Wohnungen von Deutschen ohne Vorwarnung zu beschlagnahmen und die Bewohner mit nur einem oder zwei Koffern auf die Straße zu setzen. Befreundete Familien nahmen die Obdachlosen dann auf. So ging das mehrere Male.

Im Frühjahr 1946 hieß es dann, daß im Sommer ein amerikanisches Schiff die meisten Deutschen – einige waren interniert worden – nach Deutschland

bringen sollte. Auch wir standen auf der Liste, aber alles blieb unklar, bis wir am 27. Juni die endgültige Nachricht bekamen, uns für den Abtransport des Gepäcks – gerade einmal 150 kg pro Person – zum 1. Juli bereitzuhalten. Wir selbst sollten dann mit dem Handgepäck – so viel, wie

ein jeder tragen konnte – am 2. Juli abgeholt werden. So geschah es. Am 4. Juli wurden wir auf die „Marine Robin“ gebracht, legten am 7. Juli ab und erreichten am 4. August 1946 Bremerhaven. Ein neues Kapitel meines Lebens begann.

## **Erinnerungen an meine Schulzeit im 2. Weltkrieg in Kobe**

**Rudolf Wolfgang Müller\***

Meine Erinnerungen an die Deutsche Schule Kobe sind zufällig und lückenhaft, aus der Sicht eines kleinen Jungen, der vieles nicht übersieht und begreift, der aber doch auch bestimmte Einzelheiten und Eindrücke fast photographisch genau festhalten kann. Sie sind auf der anderen Seite nicht einfach nur Erinnerungen, sondern in vielfältiger Weise ergänzt, bearbeitet, wohl auch verändert – wie das im Lauf der Jahrzehnte unvermeidlich ist. Sie reichen von meiner Einschulung bis zur Ausweisung, 1941 bis 1947, erstrecken sich also über eine in vieler Hinsicht außerordentlich veränderungsreiche, auch an schlimmen Erfahrungen nicht arme Zeit; obwohl ich insgesamt im Rückblick sagen kann, daß ich, wie überhaupt die Deutschen in Japan, das Glück gehabt habe, nicht in Deutschland gewesen zu sein.

Als ich im Oktober 1941 in die „G. 1“ (Grundschulklasse 1) kam, hatte ich das Glück, daß meine Lehrerin zuvor schon meine „Kindergartentante“ gewesen war, Frau Annemarie Ciré (wenig später verheiratet mit einem Offizier der Handelsmarine namens Theobald, den sie nur noch wenig sah; er wurde ein Opfer des Seekriegs; sie selbst ist 1981 in ihrer Heimatstadt Fulda gestorben, bis zuletzt aktiv in der katholischen Frauenbewegung). So fand ich bei ihr Trost und Stütze, die ich dringend brauchte: am Anfang wurde ich fast täglich von älteren Schülern auf dem Schulweg verprügelt! Frau Theobald war eine lebhaft, warmherzige und kinderliebende Frau, die ein sicheres Selbstbewußtsein hatte und in ihrer natürlichen Autorität keiner Drohungen oder gar Schläge bedurfte (die in der Schule überhaupt nur selten vorkamen). Ihren Unterricht gestaltete sie sehr phantasievoll, und man lernte ganz „modern“: mit viel Spiel und Lebhaftigkeit. Zu vielen Kobe-Frauen hatte sie gute Beziehungen, und wegen ihrer Umgänglichkeit war sie überall beliebt.

Am Einschulungstag war in dem großen Klassenzimmer im Erdgeschoß des wenige Jahre zuvor erbauten Schulgebäudes (Kitano-cho 2-chome – der Platz ist heute mit Wohnhäusern bebaut) an der breiten Tafel ein eindrucksvolles Wandgemälde

mit Rotkäppchen und dem Wolf, gemalt von Herrn Mielcke, einem anderen meiner Lehrer (vor allem später). Er trug damals den Arm in einer Schlinge, und wir betrachteten ihn als Helden, da er „im Frankreichfeldzug verwundet“ worden war, wie es hieß; damals war ja überhaupt der Höhepunkt der Macht des Nazireiches. ... Außerdem bewunderte ich auch sein Jackett aus einem grünlich-bläulich changierenden Stoff. ... Er organisierte den Nachmittagsport der „Pimpfe“, also der Jungen ab zehn Jahren, die ins „Jungvolk“ eingetreten waren und manchmal auch in Original-Uniformen mit echten HJ-Haferl-Schuhen (made in Shanghai) durch die Straßen von Kitano-cho marschierten.

Der Sport fand im Schulhof statt, und ich schaute öfter über den Zaun zu, mit ziemlich ängstlichen Gefühlen, denn ich bekam zu hören, daß die sportlich Untüchtigen eine ordentliche „Abreibung“ durch die Stärkeren zu erwarten hatten, und das kannte ich ja schon. (So war ich dann ziemlich erleichtert, daß ich zu „Führers Geburtstag“ am 20. April 1945 nicht mehr eintreten mußte ...). Diese Art von Sport als „survival of the fittest“ wurde auch als „Völkerball“ betrieben: mit großer Härte wurde auf Wehrlose im Feld geschossen, denen nichts als Wegrennen blieb. – Herr Mielcke hat also den sportlich-militärischen Geist des „neuen Deutschland“ verbreitet, und dafür war er vermutlich auch über die sibirische Eisenbahn nach Japan geschickt worden. Er stellte damit einen Typ von Lehrer dar, den ich sonst an der Schule nicht erlebt habe (mit Ausnahme des Direktors, vor dem ich, wie viele andere Schüler auch, große Angst hatte und um dessen Zimmer ich einen ebenso großen Bogen wie um das nahegelegene koban (Polizeistation) machte – erst viel später habe ich begriffen, mit welcher besonderen Aufgabe er aus Deutschland gekommen war und den vorherigen und allseits beliebten Lehrer, Herrn Sommer, abgelöst hatte ...). Herr Mielcke hatte etwas vom Typ des Kumpels, und ein Nazi war er wohl nicht, jedenfalls kein überzeugter – so wie erhebliche Teile des Militärs von den eigentlichen Nationalsozialisten einen gewissen Abstand hielten, wenn sie

auch alle von der „nationalen Aufgabe des deutschen Volkes“ überzeugt waren. (Aber damit greife ich auf Gedanken zurück, die ich mir zum Teil erst viel später gemacht habe – was damals unter den Kobe-Deutschen und auch an der Deutschen Schule passiert ist, das war ein Echo der Ereignisse in Deutschland, oft freilich ein verspätetes und abgemildertes Echo. Es war durchaus auch politisch, was ich damals erlebt habe, aber das habe ich mir erst Jahrzehnte später klarmachen können; und immer war das Politische mit vielem ganz Alltäglichem vermischt, das gar nicht politisch war.) Zu Herrn Mielcke jedenfalls blickte ich bewundernd auf, wenn auch nicht ohne Nebentöne der Angst, und unter anderen Umständen wäre er vielleicht für mich ein wichtiges Vorbild geworden.

Die Schülerzahl war in diesen Jahren sicher so groß wie niemals zuvor und danach, ganz besonders als die Frauen und Kinder der von den Holländern in Niederländisch-Indien internierten Deutschen nach Japan kamen (die Männer wurden nach Britisch-Indien geschafft und dort festgehalten). In den Jahren 1943 und 1944 waren wir in meiner Klasse etwa zwanzig Schüler, vergleichsweise viele, und aus Platzmangel saßen wir oft mit der nächsthöheren Klasse in einem Raum. So habe ich nebenbei auch noch die Deutsche Schrift gelernt, weil die Klasse über uns noch so schrieb, während in meiner Klasse bereits die Lateinschrift gelehrt wurde.

Schulbücher gab es noch ausreichend; sie wurden bei Max Nössler & Co. in Shanghai nachgedruckt. Mit linierten Heften war es viel schwieriger, Schiefertafeln wurden, anders als damals in Deutschland, überhaupt nicht benutzt. Was das allgemeine Klima anbetrifft, so vermute ich, daß es viel lockerer als in den meisten Schulen in Deutschland zugeht. Zunächst einfach weil die Klassen viel kleiner waren, weil alle Schüler gebildete Eltern hatten, also aus einer höheren sozialen Schicht kamen, und weil die Lehrer und die Eltern sich recht gut kannten und sich auch außerhalb der Schule trafen. Die Lehrpläne waren sicher dieselben wie in Deutschland; Englisch war erste, Latein zweite Fremdsprache (ab „O. 1“ bzw. „O. 3“, d.h. der 1. bzw. 3. Oberschulklasse. Nach vier Grundschuljahren, also nach „G. 4“, gingen die Schüler üblicherweise auf die größere Schule in Tokyo über, was aber im Verlauf des Krieges außer Übung kam). Etwa ab 1942 wurde Japanisch als 2. Fremdsprache eingeführt – ein Zugeständnis an den japanischen Ultrationalismus jener Jahre, unter dessen Einfluß 1944 sogar die in romaji (Transkription in lateinischen Buchstaben) ge-

schriebenen Stationsnamen auf den Bahnhöfen ausgelöscht wurden (so lernte ich dann hiragana, eine der beiden japanischen Silbenschriften). Ein Zugeständnis sicher, denn viele Kobe-Deutsche hatten Angst, ihre Kinder würden nicht richtig Deutsch lernen. (Herr Walter Refardt hat mir 1983 erzählt, vor dem Krieg hätten die Schüler für jedes in der Schule gesprochene japanische Wort 1 Sen bezahlen müssen! Auch ich kannte einige Kinder, die viel besser Japanisch als Deutsch konnten, vermutlich, weil ihre Mütter viel weniger Zeit für sie hatten als die amasan, heute otetsudaisan [wörtl.: die ehrenwerte Hilfe]).

In der Schule waren also damals ungewöhnlich viele Kinder, aber nicht ausschließlich Deutsche (wozu infolge des sog. Anschlusses auch die Österreicher zählten), sondern auch einige Schweizer, Russen u.a. Aber es waren umgekehrt auch nicht alle deutschen Kinder in der Schule, nämlich die Kinder jüdischer Eltern; in Ashiya gab es eine kleine Kolonie jüdischer Deutscher, darunter auch Emigranten aus der Zeit nach 1933. Ich habe das nur atmosphärisch mitbekommen, aus irgendwelchen Bemerkungen. Nur ein Ereignis ist mir in Erinnerung: mein engster Freund, Jörgen Riessen, – seine Mutter war Schwedin – wollte seinen Freund Dieter Altschul in Ashiya besuchen; der hatte eine schöne elektrische Eisenbahn. Ich wollte unbedingt mit, aber als ich um Erlaubnis bat, wurde es mir von meinen Eltern zu meiner großen Überraschung streng untersagt. Dagegen habe ich an die Tausende von Juden, die bis Juni 1941 über Sibirien aus den baltischen Staaten nach Kobe kamen und die in dieser Zeit in Kitano-cho eine auffällige Erscheinung gewesen sein sollen, überhaupt keine Erinnerung. Nur an englische Zivilinternierte und an englische oder amerikanische Kriegsgefangene erinnere ich mich, die mir ein Japaner von der densha (S-Bahn) aus im Hafengelände zeigte, als gemeinsame Feinde natürlich.

Den Krieg spürte ich nur sehr allmählich herannahen; was die Versorgung anbelangt, ging es den Deutschen in Kobe bis 1944 recht gut, auch wenn mir auffiel, daß es nach und nach immer weniger all die Kleinigkeiten gab, die es in Japan auch heute in reicher Auswahl gibt und die ich mir von meinem Taschengeld kaufen konnte, also z.B. Spielzeugpistolen aus Celluloid, Süßigkeiten (Zucker war streng rationiert), gebackene Süßkartoffeln, tansan (Sprudelwasser) und sida (ich vermute, das war Cidre).

Die ersten Kriegereignisse waren eher abenteuerlich. Wohl 1942 überflog ein US-Flugzeug Kobe in großer Höhe, und es wurde mit großer Auf-

merksamkeit und Geschrei verfolgt (die Amerikaner täuschten damit den Japanern Flugzeuge von großer Reichweite vor – tatsächlich sind diese wenigen Bomber aber von Flugzeugträgern über die japanischen Inseln nach China geflogen, wie man heute weiß). Es fanden Übungen mit Feuerpatschen aus Bambus statt, die in die überall aufgestellten Löschböttche getaucht wurden. Die Frauen mußten zu diesen Übungen spezielle Hosen anziehen, wo sie die Kimonos hineinstecken konnten (westliche Kleider waren damals bei Frauen ganz selten). Ein großer Wasserbehälter aus Beton stand auch unmittelbar vor dem Eingang der Schule. Des weiteren wurden auf den Gehwegen Splittergräben ausgehoben und leicht abgedeckt sowie breite Feuergassen durch das Häusergewirr geschlagen (z.B. 1944 im Ikuta-mae-Viertel). Geholfen gegen die verheerenden Brandbombenangriffe (im März und Juni 1945 besonders, wenn ich mich recht erinnere) hat das alles nicht im geringsten, Keller und Bunker gab es überhaupt nicht. Aber in Kobe waren wenigstens Berge und Wälder einigermaßen nahe. (Ein Augenzeuge dieser Angriffe und ihrer Folgen ist Herr Walter Refardt).



*Deutsche Schule Kobe, Schuljahr 1946/47, Schüler der Teilschule in Shioya, Klassen „O. II“ und „O. III“ (6. bzw. 7. Klasse) – v.l.n.r.: Jochen Schmidt, Eike O. Tillner, Armin Thiede, Rolf Schäfer, Dieter Lorenz-Meyer (hinten), Rudolf Wolfgang Müller, Gudrun Eschenbach, Helga Meyn, Heidi Jung  
Quelle: Jürgen Lehmann, Mariazell/Österreich*

Das Schlimmste haben ich und die meisten meiner Mitschüler zum Glück nicht aus der Nähe erleben müssen. Im Laufe des Jahres 1944 begann der Auszug aus Kobe für alle, die die Mittel dafür hatten. Bevorzugt waren die Vororte am Meer und der Rokko-san. Auch die Schule wurde evakuiert. Ich erinnere mich noch gut an die Abschlusfeier des Schuljahrs 1943/44 im Club-Gebäude (etwa 1981 abgerissen): der Schulleiter hielt eine Rede, es war eine etwas düstere Aufbruchstimmung, und wenn ich mich recht erinnere, erhielt jeder Schüler

ein Buch aus der Schulbibliothek. Ich bekam Werner Bergengruens „Zwieselchen“, ein nachdenkliches Kinderbuch, in dem von Zigeunern freundlich die Rede war (nach Japan hatte es sich offenbar noch nicht herumgesprochen, daß auch sie eine minderwertige Rasse waren ...). Aber darüber war ich sehr enttäuscht, denn ein Freund aus einer höheren Klasse erhielt die Heldensagen der „Edda“, und ich meinte, solch ein Buch sei mir in meinem Alter viel angemessener als „so ein Kinderbuch“. In der Nazizeit standen ja die germanischen Heldensagen hoch im Kurs, und ich habe damals einige gelesen.

Jedenfalls – die Schule wurde evakuiert; der größere Teil nach Ashiya (wenn ich mich recht entsinne), der kleinere Teil nach Shioya, wo wir auch wohnten. Wir waren zwanzig, höchstens dreißig Kinder; unsere Lehrer waren Herr Mielcke und Frau Reverey (die ich schon in Kobe gehabt hatte, denn Frau Ciré-Theobald war mit Beginn der „G. 3“ plötzlich wie vom Erdboden verschluckt, und erst viel später habe ich erfahren, daß ein privater Konflikt mit dem Schulleiter Grund für ihre fristlose Entlassung war). Der Schulbetrieb fand in einem Museum statt, das an eine große Villa an der Ostseite des Tals von Shioya angebaut war. Die Räume waren düster, die Klassen winzig (die meine zählte nur drei Schüler), aber dafür hatten wir einen herrlichen „Schulhof“: den Bergwald außen herum. Das Ende der Pause wurde mit einer großen Messingglocke geläutet. Als die großen Angriffe im Frühjahr 1945 begannen, sollten wir immer dorthin laufen, wohin es näher war: zur Schule oder nach Hause. Ich bin auch nicht sicher, ob im Mai und Juni noch Unterricht stattgefunden hat. Die anderen Eindrücke waren viel stärker: immer wieder die dunkel dröhnenden Pulks von je 50 B-29 über der Osaka-Bucht – am hellichten Tag und auch nachts; der von den brennenden Städten gerötete Himmel (einmal konnte man dabei sogar Zeitung lesen, obwohl doch die Suma-Berge Kobe verdeckten). Gelegentlich fielen auch in Shioya Brandbomben und Flaksplitter vom Himmel. Immer wieder erlebten wir, wie Schiffe auf Minen liefen, sanken oder auch auf Sandbänken liegenblieben. Zu unseren amasan kamen verletzte Brandbombenopfer aus der Stadt. Mein Vater erzählte von Bergen aufgestapelter vertrockneter Leichen (bis in den August hinein fuhr er nach Möglichkeit mit der densha ins „Office“ nach Osaka; die Bahn wurde nie ernsthaft bombardiert, denn die Amerikaner wollten sie benutzen). Die Versorgung war in der letzten Zeit miserabel, wenig und vor allem oft verdorben oder verpanscht. Wer konnte, baute Gemüse an (in Kobe

waren alle Gehwege aufgerissen und zur Hälfte in Beete verwandelt – jedenfalls wo es Gehwege gab wie auf der kokudo [Hauptstraße]).

Nach dem 8. Mai veränderte sich die Haltung mancher Japaner ganz deutlich: die Deutschen hatten verloren, hatten nicht bis zum letzten Mann gekämpft. ... Die Japaner dagegen würden das tun, mit Bambusspeeren. Das haben uns auch die Kinder nachgerufen, uns Feiglingen! Im Juni etwa entwickelten die japanischen Behörden Pläne, alle Deutschen nach Hokkaido zu transportieren.

Es war in vieler Hinsicht eine beängstigende Zeit. Wohl deshalb kann ich mich so gut an den 15. August 1945 erinnern: strahlend blauer Himmel, trockener heißer Sommer, und am Mittag, vor dem Radio: die kimigayo (die japanische Nationalhymne), und dann eine sehr feierliche Stimme. ... Man mußte nicht mehr verdunkeln, es breitete sich eine große Ruhe und Gelassenheit aus. (Von den Atombombenangriffen hörte man erst etwa im September und gerüchteweise, wohl von einem Jesuiten aus Hiroshima.) Und dann, Mitte September, der erste Jeep mit merkwürdigem, nie gehörtem Gegrumm die kokudo langsam entlangfahrend: ich saß mit meinem Freund Jörgen am Straßenabhang zwischen Tarumi und Maiko, und wir staunten.

Die Schule begann nach der Besetzung erst wieder im Januar 1946 – es war ein langer schöner Herbst für uns Kinder, freilich auch mit schwerem Taifun und einer Flutkatastrophe, die auch unser Haus in Shioya beinahe weggerissen hätte. Die US-Besatzungsbehörden achteten darauf, daß keine Parteimitglieder Lehrer blieben, und daß in den Lehrmaterialien keine Anspielungen auf Naziverhältnisse enthalten waren (für Rechenaufgaben z.B. konnten nur noch einzelne Streifen aus dem alten Buch verwendet werden). So wurde Frau Reverey ersetzt durch einige andere Damen und Herren: Frau Meyn, Herrn Ried (Sohn des Konsuls, etwa zwanzig Jahre alt) und Herrn Röreke. Die beiden Herren waren nie Lehrer gewesen – aber so habe ich erfahren, daß Leute, die gelegentlich unterrichten, manchmal viel bessere Lehrer abgeben können als jemand mit Examen.

Meine Anfangsgründe in Englisch verdanke ich jedenfalls Herrn Ried, und ich konnte sie auch gleich anwenden: die US-Soldaten waren besonders zu Kindern sehr freundlich, wir bekamen Candies, oder wir ließen uns im Truck irgendwohin mitnehmen. Einer von diesen ehemaligen GIs lebt heute noch in Kobe, und 1983 hat er mich spontan wiedererkannt, nach fast vierzig Jahren!

Um die Lebensmittel-Versorgung kümmerten sich die Besatzungsbehörden hervorragend, und nach meiner Erinnerung wurde kein Unterschied zwi-

schen besiegten und neutralen Ausländern gemacht. Überhaupt ist die geordnete und ganz unerwartet friedliche Besetzung Japans durch die Amerikaner sicher eine Schlüsselerfahrung für die japanische Bevölkerung gewesen, die den großen Einfluß der USA in Japan bis heute mit erklären kann (das ist jedenfalls nicht nur mein persönlicher Eindruck, sondern der vieler Deutscher, die in den letzten Jahrzehnten nach Japan gekommen sind: „sehr amerikanisch“ – jedenfalls äußerlich). Ich erinnere mich noch gut, wie nach kurzer Zeit viele japanische Kinder ein amerikanisches Lied sangen, und wir lernten es von ihnen: „uan, tsu, heberibody, inabata, hau a yu.“ Was das wohl heißen mochte? (Es war die Einleitung zum Englisch-Kurs im Radio.)

So waren die letzten eineinhalb Jahre in Japan vergleichsweise sehr angenehm, im Vergleich zum Leben der japanischen Bevölkerung und auch im Vergleich mit dem, was uns nach unserer Rückkehr nach Deutschland im März 1947 erwartete. Die Anweisung zur Repatriierung wurde uns mit vielen anderen Deutschen am 20. Januar mitgeteilt; wir gehörten also zum ersten Transport mit der „Marine Jumper“; der zweite Transport fand im August statt, und nur sehr wenige Deutsche blieben zurück. Und das war auch das einstweilige Ende der Deutschen Schule Kobe. Wir erhielten noch Notzeugnisse, die Schulbücher durften wir mitnehmen – eines davon habe ich noch heute. Trotz aller Ängste und Schwierigkeiten 1944/45 endete damit für viele Deutsche eine insgesamt schöne Zeit, eine privilegierte Stellung, privilegiert auch durch die Situation der „Achse“ zwischen Deutschland, Italien und Japan.

Mein Vater mußte seine erfolgreichen Geschäfte abbrechen, und trotz erstaunlicher Anfangserfolge hat er sich in Deutschland geschäftlich nicht mehr auf Dauer etablieren können – zu sehr war er durch zwanzig Jahre „sanfter Geschäftsmethoden“ in Japan geprägt. Ich dagegen war noch jung genug, um mich besser auf die deutschen Verhältnisse umstellen zu können, zumal ich im Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart eine Schule fand, die einiges von der Freundlichkeit und Liberalität bieten konnte, die ich an der Deutschen Schule Kobe erfahren habe – und damit möchte ich vor allem an Frau Annemarie Theobald-Ciré erinnern.

\* Geb. 1934 in Kobe, ‚repatriiert‘ 1947. Studium der Klassischen Sprachen, 1. und 2. Staatsexamen, Promotion. 1965 Assistent für Politikwissenschaft in West-Berlin, seit 1974 o. Prof. Universität Hannover, emeritiert 2000. Wiss. Publikationen u.a. zur Genese westlicher Rationalität und Sprache seit der Antike, Verglei-

che mit Japan; Aufenthalte dort. Zur Zeit Arbeit an ausführlichen Erinnerungen an die Kindheit in Kobe. – Zuerst veröffentlicht in: 75 Jahre Deutsche Schule Kobe

1909-1984. Hrsg. Deutsche Schule Kobe, Kobe 1984, S. 42-44 (jetzt leicht überarbeitet).

## Das Ende des Zweiten Weltkriegs in vier Momentaufnahmen aus Karuizawa

Ernst-Dietrich Eckhardt

Im August 1945 wurde ich elf Jahre alt, alt genug, um schon Pimpf (gewesen?) zu sein – die feierlich-zeremonielle Aufnahme ins „Deutsche Jungvolk“ hatte im Jahr zuvor in Tokyo im Beisein unseres Obergebietsführers und ranghoher Vertreter der Botschaft, des Generalkonsulats und der übrigen NS-Auslandsorganisationen stattgefunden, – viel zu jung freilich, um tiefer zu erfassen, was damals geschah, geschehen war und noch geschehen sollte.

Was in Deutschland vor sich ging, davon erfuhren die allermeisten Japandeutschen seit langem nur noch aus den offiziösen Rundschreiben, die in wohl etwa vierzehntägiger Folge auf hektographierten Blättern herauskamen. Anfang Mai 1945 wird es dann wohl gewesen sein, als man daraus die auch in der Heimat verbreitete offizielle Lesart erfuhr, der Führer und Reichskanzler sei, bis zum letzten Atemzuge für Deutschland und gegen den Bolschewismus kämpfend, im heldenhaften Kampf um Berlin gefallen.

Welche Reaktionen und/oder Gefühle diese Nachricht – die Wahrheit sickerte erst sehr viel später durch – auslöste, entzieht sich meiner eigenen Erinnerung (und allein von der soll ja hier die Rede sein). Jedenfalls erging die Anweisung unter anderem an die Schulleitung – sie kam mir wie wohl den allermeisten absolut folgerichtig vor –, eine würdige Trauerfeier vorzubereiten.

Zu diesem Zweck bekam unsere Klasse, die „O. 1“ des seit 1944 nach Karuizawa, weit weg von der Küste 1.000 m hoch in die Berge an den Fuße des tätigen Vulkans Asama, ausgelagerten Zweiges der Deutschen Schule Tokyo-Yokohama, wie auch weitere, zumal höhere, Klassen, frei. Emsig waren wir dann damit beschäftigt, die Mehrzweckhalle des Ortes zu schmücken. Vor meinem inneren Auge steht noch deren hohe Stirnwand, die wir in ihrer gesamten Breite und Höhe mühsam mit Tannengrün verkleideten. In ihrer Mitte prangte ein Führer-Bildnis von beträchtlichem Ausmaß, dem Anlaß entsprechend mit schwarzem Trauerflor versehen.

Wie nicht anders zu erwarten, war bestimmt worden, daß neben den anderen NS-Organen auch das

Deutsche Jungvolk, die HJ und der BDM an der Trauerfeier – und zwar so selbstverständlich, daß es nicht eigens erwähnt wurde – in Uniform teilzunehmen hätten.

Wie sich bei einiger Fantasie vielleicht denken läßt, versetzte das die meisten von uns Kindern, vor allem die jüngeren, in einige Verlegenheit. Denn der „Nachschub“ an Uniformen und sonstigen Ausstattungsstücken ins ferne Japan war ja umständehalber erst zum Stocken und dann schon längst, seit Mitte 1941, gänzlich zum Erliegen gekommen. Unsere Mütter, so auch die meine, taten jedoch ihr Bestes, um uns trotzdem wenigstens einigermaßen korrekt uniformiert aussehender zu lassen.

So marschierten wir denn zur anberaumten Stunde unter gedämpftem Trommelklang mit gesenkten Fahnen und Standarten ein. Die Halle war voll besetzt, die Stimmung gedrückt. Unser Schulleiter, Studienrat Krell, hielt die Traueransprache, zu der er seine SA-Uniform angelegt hatte. So, d.h. braun gewandet und mit der Hakenkreuz-Binde am Ärmel, hatte ich ihn zuvor noch nie gesehen. Aber auch und nicht zuletzt aus unseren Schulbüchern war uns natürlich geläufig, worum es sich handelte.

An Inhalte kann ich mich, wie gesagt, nicht erinnern.\* Daran jedoch, daß ich froh war, dabeisein zu dürfen, durchaus. Denn ich hatte mich bisher des öfteren zurückgesetzt gefühlt, weil ich – da körperbehindert – von der Teilnahme an Jungvolk-Zeltlagern, Geländespielen und dergleichen ausgeschlossen blieb.

Aus der japanischen Zeitung – mein Vater hatte sich mit großem Fleiß einschlägige Kanji-Schriftzeichen angeeignet, um die in der Regel etwas „ehrlicheren“ japanischen Berichte vom Kriegsgeschehen lesen zu können – und aus dem Radio – ich verstand als einziger in der Familie immerhin ansatzweise die militärische Fachterminologie – erfuhren wir etwa zur selben Zeit von der deutschen Kapitulation. Was sie über die allseits begrüßte Waffenruhe hinaus in und für Deutschland nach sich zog, darüber blieben wir lange im Ungewissen; doch davon später. –

So viel zum Kriegsende Nr. 1. In Japan wurden wir ja Zeugen auch des Kriegsendes Nr. 2. Was sich in diesem Zusammenhang zu Hause und in der Schule zutrug, davon soll nun die Rede sein:

Am 14. August 1945 kündigten die Medien an, am folgenden Tag, Punkt 12 Uhr mittags, werde sich der tennoheika, Seine Majestät der Kaiser, über das Radio in einer bedeutenden Angelegenheit an sein Volk wenden. Schon allein diese Ankündigung war eine Sensation: Noch nie hatte Hirohito derlei getan. Das gemeine Volk hatte ihn bisher ja noch nicht einmal sehen dürfen!

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang noch deutlich folgender Begebenheit: Meine Eltern und ich waren aus irgendeinem Anlaß in Tokyo unterwegs und wollten gerade mit vielen anderen Passanten eine Straße im Stadtzentrum überqueren. Da wurde die kaiserliche Wagenkolonne gemeldet, woraufhin Polizisten und Ordner uns alle strengstens per Megaphon aufforderten, uns ganz tief zu verbeugen und ja in dieser Haltung zu verharren, bis seine Majestät vorbeigefahren war. Nebenbei: Ich traute mich trotzdem, ganz vorsichtig zu „linsen“, und erblickte die wunderschönen, rot lackierten Mercedes-Limousinen (die Farbe rot war damals dem kaiserlichen Fuhrpark vorbehalten!).

Doch zurück zum 15. August. Unsere beiden Mädchen, Akikosan (die jüngere Schwester) und Nesan (auch wörtlich: die ältere Schwester), waren erregt, wie wir sie nie zuvor erlebt hatten. Sie hatten sich fein herausgeputzt und ihre Festtags-Kimonos angelegt. So knieten sie zur vorbestimmten Stunde, die Köpfe gesenkt, die Arme weit vorausgestreckt, vor dem Radio und lauschten gebannt der kaiserlichen Ansprache.

Meine Eltern und ich hielten uns leise im Hintergrund und verstanden, obwohl des Japanischen durchaus mächtig, nichts, buchstäblich gar nichts. Der Kaiser bediente sich selbstverständlich des Idioms, das bei Hofe gesprochen wurde. Als er geendet hatte, beobachteten wir zwei Reaktionen bei unseren Mädchen, die unterschiedlicher nicht hätten sein können: Akikosan war hellauf begeistert und rief: „Nun geht’s den Amis an den Kragen, der Endsieg steht vor der Tür!“ Nesan dagegen zeigte sich niedergeschlagen und bedrückt. Sie, die gebildetere von beiden mit Mittelschulabschluß, hatte wenn auch nicht alles, so doch das Wesentliche mitgekomen und „übersetzte“ ihrer Schwester und uns nun stockend und unter Tränen: „Der Krieg ist aus – Kapitulation gestern – Japan erstmals besiegt – Ruhe und Fassung bewahren.“ Sie fügte, zu uns gewandt, hinzu, gewissermaßen um sich für die mehr als herablassende Haltung mancher ihrer Landsleute den „feigen“ Deutschen

gegenüber – seit deren Kapitulation „schon“ im Mai nämlich – zu entschuldigen: „watashitachi issho senso ni makemashita (gemeinsam haben wir den Krieg verloren).“ Eine bewundernswerte Haltung, unvergeßlich! –

Nach den an ausländischen Schulen in Ostasien damals üblichen langen Sommerferien begann das neue Schuljahr etwa Mitte September, und zwar mit einem Paukenschlag: Wir, nunmehr die Klasse „O. 2“, hörten, wie die Schritte unserer Klassenlehrerin, Fräulein Kuhn aus Kiel, sich unserem Klassenraum im ersten Stock näherten. Wie gewohnt, sprangen wir auf, nahmen Haltung an, um sie, wie – jedenfalls bislang, d.h. bis zum Ferienbeginn – ebenfalls gewohnt, mit ausgestrecktem rechten Arm und einem markigen „Heil Hitler“ zu begrüßen. Dazu kam es aber nicht mehr. Denn zu unserer maßlosen Überraschung entbot sie uns einen „Guten Morgen“, um darauf begründend fortzufahren: „Der Deutsche Gruß ist abgeschafft.“ – Während sich diese – aus der Rückschau gewiß absurd anmutende – Szene fest in mein Gedächtnis eingebrannt hat, vermag ich nur noch summarisch anzugeben, was folgte. Wir erfuhren vor allem, daß die Siegermächte die NSDAP verboten, die Regierung abgesetzt und Deutschland in Besatzungszonen aufgeteilt hätten. Mir wurde bewußt, daß ich spätestens jetzt, in Wahrheit seit dem 8. Mai, kein Pimpf mehr (gewesen) war.

Woher die Lehrer das, wovon sie selbst ebenfalls nicht wenig überrascht gewesen sein dürften, erfahren hatten, wurde alsbald deutlich. Die US-Armee hatte nach der Kapitulation (de facto, wie gesagt, am 14. August, de jure am 2. September 1945) begonnen, Japan Schritt für Schritt zu besetzen. Und sie kümmerte sich auch bald um uns Deutsche und sogar um die Deutschen Schulen, speziell um Lehrplan und Lernstoff. Wie mein Versetzungszeugnis vom 1. Juli 1946 ausweist, sind die Fächer Leibbeserziehung, früher an erster Stelle stehend (nur „Spiel“ durfte bleiben), und Japanisch weisungsgemäß entfallen. Das Fach „Geschichte“ blieb zwar erlaubt, aber unsere Geschichts- und Liederbücher mußten wir vernichten. Geradezu kleinkariert aber waren genaueste Anweisungen von der Art, die z.B. eingekleidete Mathematikaufgaben betrafen. Wenn da etwa ein NS-Symbol zu sehen oder vielleicht von Marschleistungen des Deutschen Jungvolks die Rede war, mußten die Passage oder ganze Seiten zugeklebt werden. Wie die Schulbücher nach dieser Zensurmaßnahme mit selbstverfertigtem Reiskleister aussahen, kann man sich gewiß leicht ausmalen. Und daß die Ergebnisse von eigens dazu bestimmten Offizieren kontrolliert wurden, versteht sich aus

der damaligen Einstellung der Sieger gegenüber den Besiegten wohl nahezu von selbst.

Von weiteren Erfahrungen mit der US-Armee, von denen die überflüssige, öffentliche Entlausungsaktion die demütigendste und der frühmorgendliche Überfall im Elternhaus mit drohend vorgehaltenen Gewehren die spektakulärste, beide aber keineswegs die unerfreulichsten waren, davon vielleicht ein anderes Mal.

\* Den Tenor seiner Trauerrede mag man sich in etwa vorstellen, wenn man den nachfolgend wiedergegebenen Aufruf von Botschafter Stahmer aus jenen Tagen liest, dessen Text mir Walter Refardt dankenswerterweise jüngst in Kobe zugänglich machte:

Tokyo, den 13.5.45

Deutsche Männer und Frauen In Japan!

In tiefer Erschütterung stehen wir Deutschen in Japan vor der Tatsache, daß wir den Krieg verloren haben und damit unermeßliches Leid unserem Vaterlande widerfahren ist und noch bevorsteht. Im Kampf gegen die Übermacht der Feinde hat unser Volk die größten Opfer gebracht, die je ein Volk in der Geschichte der Erde dargebracht hat. Wir haben unser Bestes gegeben, aber sind unterlegen. Erst die Zukunft wird den Sinn dieses Schicksals, das besiegelt und erhoben ist durch den Heldentod unseres Führers, offenbaren. Unsere tausendjährige Geschichte berechtigt uns zu der Gewißheit, daß unser Volk auch diese schwerste Prüfung überstehen wird und einst wieder fähig sein wird, auf neuer Grundlage, im friedlichen Zusammenwirken der Völker den Teil beizutragen, der der Größe seines unsterblichen Geistes entspricht. So wollen wir, unerschütterlich in der Verbundenheit zu unserem geliebten Vaterlande, uner-

schütterlich im Stolz auf das Erbe und Vermächtnis unserer glorreichen Geschichte und unerschütterlich im Glauben an Deutschlands Zukunft uns in einer Haltung bewähren, die ebenso der Schwere des deutschen Schicksals wie der Größe unseres Volkes würdig ist.

Von nun an steht Japan allein im Kampf gegen seine Feinde, das deutsche Schwert, das fast vier Jahre in ehrlichster Waffenbrüderschaft gefochten hat, ist zerbrochen. Nach treuester Erfüllung seiner Bündnisverpflichtungen bis zum Ende seiner Kraft ist Deutschland militärisch unterlegen und scheidet als Waffengenosse Japans aus dem weltgeschichtlichen Ringen aus. Aber durch keine militärische Niederlage berührbar bleibt unsere Verbundenheit mit Japan im Geist. Es ist für uns Deutsche in Japan gerade in dieser schweren Stunde eine Selbstverständlichkeit, unserem Gastvolk und Waffenbruder die Treue zu halten. Das japanische Volk muß wissen und fühlen, daß wir in seinem Kampf um Freiheit und Recht nicht neutral sondern sein Freund sind und bleiben, und bereit ihm zu helfen, wo immer und soweit wir nur können.

Deutsche Männer und Frauen! Unser Leben sei fortan noch mehr als je zuvor bestimmt vom Geiste gegenseitiger Hilfsbereitschaft und von dem Willen zur strengsten Beachtung und Befolgung aller Maßnahmen, die das kämpfende Japan für notwendig hält.

Dem Wunsch der Kaiserlich-Japanischen Regierung entsprechend habe ich die Führung des gesamten Japan-Deutschtums übernommen. Ich erwarte von allen Deutschen eine charaktvolle Haltung und die Mitarbeit jedes Einzelnen. Nur dann wird es mir möglich sein, mein Bestreben, das Deutschum Japans von materieller Sorge freizuhalten, in die Tat umzusetzen.

Stahmer  
Deutscher Botschafter

## **Die deutsche Kriegsmarine in Südostasien bei Kriegsende und wie es mir und den Kameraden danach erging**

**Fridolin Berthel**

Als der Krieg in Europa mit der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 zu Ende war, umstellten die Japaner unsere Stützpunkte, bis sie nach einigen Tagen die Zusage erwirkt hatten, unsere in Japan und in Südostasien stationierten U-Boote zu übergeben. In Japan waren das die ursprünglich italienischen U-Boote UIT-24 (Kommandant Capellini) und UIT-25 (Kommandant Torelli), in Singapur, das die Japaner damals Shonan-to (Licht des Südens) nannten, U-181 (Kommandant Freiwald) und U-862 (Kommandant Timm), in Djakarta U-219 (Kommandant Burghagen) und in Soerabaja U-195 (Kommandant Steinfeld). Die Einweisung der japanischen Offiziere und Mannschaften, die Übersetzung der Bedienungs- und Betriebsanleitungen und das Auswech-

seln aller Schilder dauerte aber so lange, daß der Pazifik-Krieg zu Ende war, bevor die Japaner die Boote de facto übernehmen konnten.

Mit dem Kriegsende in Europa entstand für uns deutsche Marineangehörige in den von den Japanern besetzten Gebieten Südostasiens insgesamt eine ganz neue Situation. Der Krieg der Alliierten gegen Japan ging ja weiter und nahm sogar mit der nunmehr möglich gewordenen Verlegung alliierter Seestreitkräfte vom Atlantik in den Pazifik an Heftigkeit zu. Die Kapitulation Japans erfolgte rund drei Monate später, am 14. August, nach vernichtenden Niederlagen im Südpazifik, nach der auch für die Amerikaner verlustreichen Einnahme Okinawas sowie nach den Atombomben-Abwürfen auf Hiroshima und Nagasaki am 6. und 9. August. Die

offizielle Kapitulations-Urkunde wurde erst am 2. September an Bord des amerikanischen Schlachtschiffes „Missouri“ in der Bucht von Yokohama unterzeichnet.

Inzwischen war ein Großteil der deutschen Marineangehörigen, rund 160 Mann, von den Stützpunkten Djakarta und Soerabaja auf die Plantage von Tjikopo verlegt worden, die ursprünglich von der deutschen Kriegsmarine als Erholungsstätte für die U-Boots-Besatzungen erworben worden war. Einige 60 Mann blieben in Djakarta zurück, etwa 70 Mann in Soerabaja.

Nach ihrer Kapitulation zogen sich die japanischen Heeres- und Marineeinheiten in ihre Kasernen zurück und warteten auf ihre Entwaffnung durch die Alliierten sowie auf ihren Rücktransport nach Japan. Dazu muß man wissen: Das Operationsgebiet Südostasien war nur wenige Monate zuvor von den Amerikanern an die Briten übergeben worden. Das SEAC (South East Asia Command) unter Admiral Lord Louis Mountbatten of Burma (oberster Befehlshaber der alliierten Streitkräfte in Südostasien von 1943 bis 1946) war vom Kriegsende, das es so bald nicht erwartet hatte, überrascht und konnte nicht gleich Truppen in die Inselwelt Niederländisch-Ostindiens verlegen. So dauerte es bis in den Oktober 1945 hinein, bis sie in ausreichender Stärke auf Java, Sumatra und Borneo landeten, und dann waren es meist Einheiten aus Indien.

Es bestand also eine Zeitlang ein Interregnum, das die Indonesier nutzten, um ihre „Merdeka“ auszurufen, ihre Unabhängigkeit in einem eigenen Staat. Sie wollten keine niederländische Kolonie mehr sein. In dem Maße jedoch, wie die Briten vordrangen, um die Japaner zu entwaffnen, kamen hinter ihnen niederländische Truppen ins Land, die den alten Kolonialbesitz sichern bzw. wieder herstellen sollten. Auch die von der japanischen Besatzung bisher in Internierungslagern konzentrierten niederländischen Zivilisten schwärmten gewissermaßen aus, um ihre eigenen Ländereien wieder in Besitz zu nehmen – und liefen geradeswegs in die Golloks, die gefürchteten Schlachtmesser der Indonesier, hinein. Die Briten hatten also alle Hände voll zu tun, die Niederländer zu schützen, wozu sie sie in neuen Lagern unterbrachten, die von indischen Soldaten bewacht wurden. Gleichzeitig mußten sie mit den Indonesiern verhandeln, weil sie ja ihren eigentlichen Auftrag ausführen mußten, ins Innere der Inseln vorzudringen, um die japanischen Soldaten zu entwaffnen und nach Japan zurückzutransportieren.

Die Indonesier wurden den Briten gegenüber zunehmend aggressiver. Während ihr charismatischer Führer Sukarno bereit war zu verhandeln, gab es

andere, die sehr viel militanter vorgehen wollten. Sie waren der Ansicht, daß weder Gespräche mit den Briten noch mit den Niederländern zum ersehnten Ziel der Unabhängigkeit führen würden.

In Soerabaja brach der offene Widerstand zuerst aus. Uns Deutsche betraf das nur insofern, als einige Marineangehörige sich von den Indonesiern hatten überreden lassen, in ihre Streitkräfte einzutreten. Sie erhielten dort sogar Offiziersränge. Dem englischen Befehlshaber Lt.-Col. Steed war es gar nicht geheuer, daß sich 160 deutsche Marinesoldaten in Tjikopo befanden, die vielleicht ebenfalls dem Werben der Indonesier nicht widerstehen würden. So verlegte er eine Truppe von Gurkhas dorthin, die uns bewachen sollten.

In dem Moment, wo sie auftauchten, verschwanden unsere 8.000 indonesischen Plantagenarbeiter. Es herrschte eine unheimliche Ruhe. Wir hatten Sorge, die Indonesier, die mit den (normalen) indischen Soldaten gut zurechtkamen, könnten die Gurkhas, die nepalesische Elitetruppe, die sie als Todfeinde betrachteten, angreifen. Deshalb gingen wir Marinesoldaten in einem äußeren Kreis Wache, damit den Gurkhas nichts geschah, denn die Indonesier betrachteten uns Deutsche als ihre besonderen Freunde. Der junge englische Leutnant Hunter, der die Einheit befehligte, hatte einen schweren Stand bei politischen Gesprächen inmitten unserer erfahrenen U-Boots-Kämpen.

Die Situation war einigermaßen unsinnig. Das sah auch Lt.-Col. Steed ein, zumal er die Gurkhas, die ja seine Elitesoldaten waren, für wichtigere Aufgaben benötigte. Und so besprach er Anfang November mit einer Abordnung von uns Deutschen den Umzug aller Marineangehörigen aus Tjikopo in das britische Hauptquartier von Buitenzorg (Bogor). Auf unserer Seite verhandelte Korvettenkapitän Burghagen (von U-219), als Dolmetscher zog er mich hinzu.

An sich konnte der alte Fuchs Burghagen leidlich Englisch und meinte, seine fürchterliche Aussprache sei dem Yorkshire Broad zuzuschreiben, das er fließend beherrsche. Er war nämlich bereits im Ersten Weltkrieg U-Bootkommandant und in Yorkshire Kriegsgefangener gewesen. Er wollte einfach Zeit zum Überlegen gewinnen und deshalb nicht auf einen Dolmetscher verzichten.

Uns wurden 150 Lastwagenfahren zugesagt, praktisch eine pro Mann, womit wir all unser Hab und Gut mitnehmen sollten, einschließlich Rinder und Maschinen. Warum wir die Maschinen und Stromgeneratoren ausbauen und mitnehmen sollten, war uns nicht ganz klar. Wir vermuteten allerdings, daß es den Engländern darum ging, die javanischen Konkurrenten der britischen Industrie in den da-

maligen Straits Settlements (heute Malaysia) auszuschalten. Denn die Maschinen etc. lagen später im Lager nutzlos im Freien herum und verrotteten. Im Lager von Buitenzorg/Bogor befanden sich etwa 4.000 niederländische Zivilisten aus der Umgebung, die vor den Indonesiern gerettet worden waren. Wir Deutsche erhielten als erstes jeder einen holländischen Karabiner und 100 Schuß Munition, ferner drei Maschinengewehre und viele Sandsäcke. Die eine Hälfte des Lagers sollten wir verteidigen, die andere Hälfte die Punjabis und Maharattas, also indische Soldaten, die uns Deutschen gegenüber auch besonders freundlich eingestellt waren.

Wir hatten den Eindruck, daß Lt.-Col. Steed sehr froh war über unsere Anwesenheit, da wir Weiße waren und sich viele Handwerker unter uns befanden – Mechaniker und Maschinisten, die er für Wartungsarbeiten einsetzen konnte.

Wir durften jeweils zu zweit bewaffnet in die Stadt gehen, von wo wir auch zuverlässig mit unseren Waffen zurückkehrten, was bei den indischen Soldaten nicht immer der Fall war. Denn die sympathisierten mit den Indonesiern. Wenn sie unbewaffnet zurückkehrten und meldeten, „We were ambushed“, vermutete man sicher nicht zu Unrecht, daß sie ihre Waffen gegen irdische Freuden eingetauscht hatten. Wenn Ausfälle anstanden, mußten wir Deutschen die Verteidigung des ganzen Lagers übernehmen. Dreimal beteiligten wir uns gemeinsam mit den indischen Truppen an „Aufräum-Aktionen“ außerhalb des Lagers. Wir waren im Einsatz des South East Asia Command also, so viel ich weiß, die letzten kämpfenden Soldaten in deutscher Uniform. Allerdings hatten wir vor dem Abtransport aus Tjikopo den Adler, das Hoheitszeichen auf der rechten Brustseite unserer Uniformen, abgetrennt.

Den holländischen Zivilisten im Lager fiel es schwer zu verstehen, warum wir Deutschen eine Vorzugsbehandlung genossen: Wir trugen Waffen, bekamen Essensrationen, wie sie Kampftruppen zustanden, und durften das Lager verlassen. Allerdings erhielten wir keinen Sold.

Marinesoldaten sind allerdings nicht für den Kampf an Land ausgebildet: Wenn unsere Seite des Lagers angegriffen und von Heckenschützen beschossen wurde, waren wir alle alarmiert und schossen hinter unseren Sandsäcken wie wild zurück. Dann kam der Anruf der Zentrale, was bei uns los sei. Meine Antwort, „We are being attacked by heavy fire“, stieß manchmal auf Skepsis. In Wirklichkeit hatten wir einen Heidenbammel, nicht etwa vor den Schußwaffen der Indonesier, sondern vor ihren Gollocks, den Schlachtmessern,

mit denen sie ihre Opfer kurz und klein hackten.

Ende Februar 1946 wurde uns das Angebot unterbreitet, auf Onrust, einer Djakarta vorgelagerten Insel, unter eigener Leitung die Zeit bis zu unserem Rücktransport nach Deutschland abzuwarten. Wir nahmen an und gaben die Waffen ab. Als wir dort eintrafen, entpuppte sie sich allerdings als Strafinsel unter niederländischer Regie. Wir kamen in von Stacheldraht eingezäunte Baracken mit Holzpritschen als Schlafstellen. Unser Gepäck war unterwegs geplündert worden. Und unsere Verpflegung bestand aus Reis mit Soße, 750 Kalorien pro Tag, die normale Ration für eingeborene Verbrecher. Allerdings brauchten wir nicht zu arbeiten, wir brauchten auch, 5 Breitengrade südlich des Äquators, nicht für Wärme zu sorgen. Der holländische Direktor, Mijnheer van Bommel, lachte über unseren Protest: „Was wollen Sie? Für Sie kommt die Genfer Konvention nicht in Frage, denn Sie sind weder Kriegsgefangene noch Zivilisten.“ Nach einigen Wochen wurde uns immerhin erlaubt, von der Pier aus im Meer zu baden. Wegschwimmen, d.h. fliehen wollte in den Haifisch-Gewässern sowieso niemand.

Auch die in Djakarta und Soerabaja zurückgebliebenen Marineangehörigen wurden auf die Strafinsel Onrust verlegt. Mijnheer van Bommel fragte mehrere Male bei uns an, ob wir nicht in der niederländischen Armee dienen wollten: Es sollte gegen England gehen. Dazu aber hatte niemand Lust, denn nochmals einen Krieg verlieren wollte keiner. Die Niederländer waren „stinksauer“ auf die Briten, weil sie der Auffassung waren, daß sie nie mit den Indonesiern hätten verhandeln dürfen, denn für Niederländisch-Ostindien sei allein Den Haag zuständig.

Was mein eigenes Schicksal betrifft, hatte ich dann im großen und ganzen Glück. Denn inzwischen hatte meine Mutter in Shanghai erfahren, daß ihr 1940 in Chungking ehrenhalber die chinesische Staatsbürgerschaft verliehen worden war und daß meine Schwester und ich als damals noch Minderjährige mit einbezogen worden waren. Über das Rote Kreuz stellte sie mir meinen chinesischen Paß zu, und ich durfte Onrust nach sechs Monaten am 3. September 1946 auf Betreiben der chinesischen Botschaft verlassen. Man brachte mich nach Batavia – so hieß Djakarta nun wieder vorübergehend unter den Niederländern. Da steckte man mich sofort in den Strafblock des Gefängnisses Struiswijk, weil man vermutete, ich sei ein Übeltäter, der versucht hatte, von der Insel zu fliehen. Drei Wochen verbrachte ich da mit noch kleineren Rationen, 23½ Stunden am Tag in der Zelle eingesperrt. Einige Zellen entfernt war der japanische

Admiral Maeda untergebracht. Wir sahen einander nur, wenn wir gleichzeitig die halbe Stunde heraus durften.

Ich erkannte in ihm denjenigen wieder, der mir seinerzeit, nach dem Kriegsende in Europa bis zur japanischen Kapitulation, die Genehmigung erteilt hatte, alle Funkfrequenzen auf Nachrichten des vermißten U-183 abzuhören (vgl. StuDeO-INFO April 2005, S. 19). Damals übergang Maeda sogar eine mir höchst peinliche Situation mit Schweigen: Er war überraschend in meine Stube gekommen, als ich einmal einen amerikanischen Sender eingeschaltet hatte, der gerade vom den Beschuß japanischer Städte auf der Hauptinsel Honshu durch die Task Force von Admiral Halsey berichtete. Er hörte eine Weile zu, sagte aber zu meinem Glück kein Wort.

Doch zurück zum aktuellen Geschehen: Jeden Morgen um 5 Uhr sang der ganze Strafblock die „Internationale“ auf malaiisch. Ich vertrieb mir die Zeit mit dem Aufsagen von Gedichten und Balladen und frühmorgens mit der Jagd auf Wanzen und abends mit dem Totschlagen von Mücken. Nach wenigen Tagen war ich trotzdem arg zerstoßen.

Als die Behörden und die Gefängnisleitung endlich begriffen, daß meine Inhaftierung auf einem Irrtum beruhte, und ich freikam, fühlte ich mich in Batavia als deutscher Chinese in der deutschen

Uniform ohne Hoheitszeichen denkbar out of place. Zumal niederländische Soldaten in Gruppen durch die Stadt marschierten und dabei unsere deutschen Kriegslieder gegen England sangen.

Das holländische Passagierschiff „Tjitjalengka“ brachte mich endlich via Hongkong und Amoy nach Shanghai zurück, wo ich eine Stadt vorfand, in der ich zwar jede Straße, jedes größere Gebäude und jeden Winkel kannte, wo mir aber fast alle meine Anlaufpunkte ohne meine Freunde fremd und kalt erschienen. Ich traf nur noch Carmen Weyers, Inge Renner und Gerda Wiedemann an.

Selbst meine Mutter hatte sich inzwischen von ihrem zweiten Mann getrennt (oder war es der dritte?). Mitte Dezember 1946 verließ ich Shanghai mit Mutter und Schwester auf dem französischen Schiff „André Lebon“ in Richtung Marseille.

Was Indonesien betrifft: Im Abkommen von Linggarjati erkannten die Niederländer 1946/47 die Regierung der Republik Indonesien unter Sukarno an. Auf Druck der UNO verzichteten sie auf der Konferenz von Den Haag im November 1949 offiziell auf ihre Souveränität über alle Inseln, so daß Sukarno im Dezember 1949 offiziell als Staatspräsident die Führung des Gesamtstaates Indonesien übernehmen konnte.

### **Rezension des Buches von Cord Eberspächer:**

### **„Die deutsche Yangtse-Patrouille.**

### **Deutsche Kanonenbootpolitik in China im Zeitalter des Imperialismus 1900–1914“**

**Georg-Ludwig Heise**

Cord Eberspächer beschreibt in seinem auf seiner im Jahre 2002 von der Universität Hamburg angenommenen Dissertation fußenden Buch\* zweifelsohne einen bisher in der Literatur wenig oder nur oberflächlich behandelten Abschnitt deutscher Marinegeschichte, schließt mit seiner detaillierten Schilderung deutscher Marineaktivitäten in China bis 1914 eine Lücke und verhindert zugleich ein langsames Vergessen dieser Präsenz.

Die Arbeit greift weit über den Titel „Die deutsche Yangtse-Patrouille“ hinaus. Die Darstellung der Marineaktivitäten ist in eine umfassende Schilderung der wirtschaftlichen, politischen und militärpolitischen Situation im Reich der Mitte zwischen 1860 und 1920 eingebettet.

Der Untertitel „Deutsche Kanonenbootpolitik“ ist meines Erachtens zu relativieren. Der Autor hätte

vielleicht diesen heute überaus negativ besetzten Begriff, mit dem die Durchsetzung imperialistischer Interessen durch Demonstration militärischer Macht bezeichnet wird, klarer mit der „deutschen“ Chinapolitik verknüpfen und abgrenzen können.

Die, laut Autor, bislang vornehmlich von amerikanischen Historikern herausgearbeitete und so bezeichnete „German Gunboat Diplomacy“ in China muß deswegen hinterfragt werden, weil das Deutsche Reich mit seiner Yangtse-Patrouille, die erst nach 1900 aufgebaut wurde, meines Erachtens keine „Kanonenbootpolitik“ mehr betrieben hat. In die Kategorie aktiver Kanonenbootpolitik fallen zweifellos die militärischen, zwar wesentlich von der Marine getragenen Aktivitäten der Engländer und Franzosen in den beiden Opiumkriegen 1839-1842 und 1856-1858, die französische Annexion

von Tongking 1885 wie auch die deutsche Besetzung von Kiautschou 1897. Auch der militärische Einsatz im Boxerkrieg zur Befreiung der westlichen Gesandtschaften in Peking im Sommer 1900, an dem eine Vielzahl fremder Mächte unter dem Oberbefehl des deutschen Generalfeldmarschalls Alfred Graf Waldersee beteiligt waren, muß dazu gerechnet werden.

Die nach dem Boxerkrieg geführte passive Kanonenbootpolitik unterscheidet sich davon.

Wenn auch zweifelsohne ein fließender Übergang besteht, so wurde meiner Meinung nach ab 1900 mit der Patrouillentätigkeit von fremden Marineeinheiten auf chinesischen Flüssen, dem Yangtse und dem Perlfuß vor Canton, eher eine passive, kaum noch als aggressiv zu bezeichnende Politik eingeleitet. Auch die durch unterschiedliche Vertragsauslegungen der teilweise „usurpierten“ Rechte auf den Flüssen immer wieder entstandenen Differenzen und ihre „machtpolitischen Lösungen“ waren eher von der Politik bestimmt, die erlangten rechtlichen und territorialen Besitzstände zu wahren.

Die Präsenz von Marineeinheiten, und so auch der deutschen ab 1900, sollte die seit dem Opiumkrieg und der Taiping Revolution 1865 immer „in der Luft liegenden“, oftmals durch Arroganz und Fehlverhalten gegenüber den Chinesen verschuldeten Übergriffe auf eigene Staatsbürger verhindern. Nur so war, nach damaliger Ansicht, Handel in einem vermeintlich gefährlichen Dorado möglich. Darin lag nach 1900 auch die Aufgabe der kaiserlich deutschen Marine, denn das Deutsche Reich hat nach internationaler Akzeptanz des Vorschlags der U.S. Regierung für eine „Open Door Policy“ im Handel mit China (Memorandum des Außenministers Hay zur „Territorial integrity of China“) ab 1899 keine imperialistischen Ziele mehr durchsetzen wollen und können.

Sehr gut herausgearbeitet ist die ambivalente Haltung der westlichen Großmächte gegenüber dem chinesischen Reich einerseits, untereinander und gegeneinander andererseits, je nach der politischen Lage in Europa. Dazu schreibt der Autor, daß zwischen dem Boxerkrieg und etwa 1910 – trotz wachsender Differenzen in Europa – eine mehr oder weniger stabile Einheitsfront Europas und der USA gegenüber China bestand, wobei die Motivation sicherlich darin lag, sich die in dem sogenannten Boxerprotokoll erzwungenen Privilegien und Sühnezahlungen der Chinesen zu erhalten. Das aber ging nur „gemeinsam“.

Dennoch beobachteten sich die Vertragsmächte gegenseitig sehr genau. Die Einhaltung der „Meistbegünstigungsklausel“ in den sogenannten unglei-

chen Verträgen war für alle eine oberste Maxime. Was dem einen an Rechten und Privilegien gewährt wurde, galt automatisch für alle. Interessant ist die Feststellung, daß ab etwa 1910 das Deutsche Reich eigene Wege gehen wollte. Aufgrund seiner wachsenden Isolierung in Europa glaubte die deutsche Außenpolitik, in China in Zusammenarbeit mit den USA eine neue Bündnisachse aufbauen zu können. Deutscherseits trat demnach eine Wandlung in der Haltung gegenüber China ein, die aber bis 1914 zu nichts geführt hat und erst nach dem Ersten Weltkrieg von den Chinesen honoriert wurde.

Sehr gut ist auch die deutsche Präsenz in China bis



Das deutsche Kanonenboot „Luchs“  
auf dem Yangtse

Quelle: Eberspächer, S.151, Abb. 20

1917 geschildert, die auf drei Säulen ruhte – der Marine mit ihrem „Immediatzugang“ zum Kaiser, der Diplomatie mit ihren Weisungen aus dem Auswärtigen Amt und der Kaufmannschaft mit ihren Bindungen in der Heimat und über die entsprechenden Kammern in den Hanse- und anderen Städten. Zwischen den drei Bereichen kam es aber mangels klarer Strukturen offensichtlich zu erheblichen Reibungsverlusten. So war Kiautschou, das von der Marine 1897 besetzt wurde, für die Handelsentwicklung unbedeutend, als Marinebasis aber geeignet und wichtig. Das Hauptinteresse der Kaufleute hingegen lag im Yangtse-Tal, und nicht immer begrüßte man hier eine, wenn auch passive Kanonenbootpolitik.

Alle drei Säulen verband aber das „deutsche“ Prestige. Die kaiserliche Flagge mußte neben den Flaggen der anderen westlichen Großmächte wehen, und wo britische, französische, japanische und anderer Nationen Kanonenboote ankerten, da gehörten auch deutsche hin. Die detaillierte Schilderung der Aktivitäten auf dem Yangtse und das Ende der deutschen Patrouille im August 1914 beleuchtet diese Tatsache sehr gut.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß der Autor Längen, die für die wissenschaftliche Untermaue-

rung seiner Angaben notwendig sind, durch interessantes Bildmaterial zu überbrücken versteht.

Ergänzend möchte ich bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß die „quasi-koloniale Kontrolle“ der chinesischen Flüsse durch ausländische Kanonenboote nicht erst während des Bürgerkrieges in China mit der Beschießung der HMS „Amethyst“ am 19. April 1949 durch kommunistische Artillerie endete. Theoretisch hatten die ausländischen Vertragsmächte im Juli 1943 ihre seit dem Boxeraufstand 1900 (und davor) bestehenden Sonderrechte, wozu auch das Recht gehörte, in chinesischen Gewässern zu patrouillieren, zurückgegeben – die West-Alliierten an die mit ihnen verbündete Regierung des Marschalls Chiang Kai Shek in Chungking, das mit Japan verbündete Italien und auch Vichy-Frankreich an die von Japan eingesetzte chinesische Marionettenregierung des Wang Ching Wei in Nanking. Praktisch waren die Rechte der Westmächte aber bereits mit dem Ausbruch des Pazifikkrieges im Dezember 1941 erloschen.

Mit dem Untergang der USS „Wake“ und der HMS „Peterel“ am 8. Dezember 1941 in einer „Seeschlacht“ im Hafen von Shanghai (ein Ereignis, das „Old Shanghai Hands“ damals miterlebt haben) blieben als „stationäre“ Kanonenboote auf dem Yangtse nur die japanischen und die der mit Japan verbündeten Italiener sowie die der „neutralisierten“ Vichy-Franzosen. 1945 verschwanden sie sang- und klanglos von der Bildfläche.

Nach Beendigung des Pazifik Krieges lagen 1945, mit Einverständnis der chinesischen Nationalregierung in Nanking, sowohl britische als auch US Marineeinheiten als Verbündete auf dem Yangtse und die HMS „Amethyst“ war auf ihrem Weg nach Nanking zwischen die Fronten am Yangtse geraten, wo sich die Truppen Mao Tse Tungs und Chiang Kai Sheks gegenüberlagen.

Ich selber erinnere mich noch an zwei Episoden aus meiner Chinazeit, in denen wir Aktionen der

japanischen und der britischen Yangtse-Patrouille hautnah erlebt haben:

Die erste stammt aus dem Jahr 1932, als nach Ausbruch des chinesisch-japanischen „Incidents“ in Shanghai japanische Kanonenboote die am Fluß gelegenen Stadtteile Nankings, wo wir damals lebten, beschossen. Die zweite aus 1937, wobei meine Familie und ich nach Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges und dem Vormarsch der Japaner über Nanking hinaus unseren Ferienort Kuling eiligst verlassen mußten und uns in Kiukiang am Yangtse, eingeklemt in einer verzweifelten Menschenmenge, wiederfanden, die alle das letzte Schiff nach Hankau erwischen wollten. Das Schiff konnte die Massen natürlich nicht aufnehmen, landete also nicht, und wir wurden von Seeleuten eben jener HMS „Peterel“, die in Kiukiang lag, aus der Menge herausgehauen und mit einer Barkasse zum Flußdampfer gefahren – fast wie vor 1914, als die Yangtse-Patrouillen aller beteiligten Mächte „noch für alle Ausländer da waren“.

Und „Prestige“ war offenbar auch noch für uns Chinadeutsche in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts ein wichtiges Moment. Als wir stolz die Kreuzer „Emden“ und später die „Köln“ in China begrüßen durften, wehte – wenn auch unter ganz anderen Umständen – einmal wieder für einige Tage auch die deutsche Kriegsflagge in chinesischen Gewässern, und ich erinnere mich, als Schüler der Kaiser-Wilhelm-Schule an einem Marsch mit der Emden-Besatzung durch die Straßen von Shanghai teilgenommen zu haben.

\* Eberspächer, Cord: Die deutsche Yangtse-Patrouille. Deutsche Kanonenbootpolitik in China im Zeitalter des Imperialismus 1900-1914. Mit 50 Abbildungen und einer Faltkarte. (Kleine Schriftenreihe zur Militär- und Marinegeschichte, Bd. 8). Bochum: Verlag Dr. Dieter Winkler 2004, 372 S. ISBN 3-89911-006-4 Kt € 33,50; ISBN 3-89911-016-1 Gb € 51,50 (nur direkt vom Verlag zu beziehen).

## Die Entdeckung von John Rabes Tagebüchern

Erwin Wickert

In der April-Nummer 2005 von StuDeO-INFO berichtet Renate Jährling von dem Tod der amerikanischen Publizistin Iris Chang und der Hilfe, die sie von Pastor Wolfgang Müller auf der Suche nach John Rabes Nachkommen erhalten hat. „So konnte es [ihr] gelingen, dessen bisher nicht ausgewertete Tagebücher und andere Dokumente zu entdecken, die über das Massaker in Nanking Zeugnis ablegen.“

Auch Iris Chang hatte sich öfter als Entdeckerin von John Rabes Tagebüchern ausgegeben. In Wirklichkeit kamen die Tagebücher auf eine ziemlich verschlungene Weise ans Licht der Öffentlichkeit, und dieser Weg ist recht aufschlußreich.

John Rabe, seit seiner Nankinger Zeit in subalterner Stellung bei seiner alten Firma Siemens beschäftigt, starb am 5. Januar 1950 in Berlin. Die Öffentlichkeit nahm davon nicht Notiz. Nach eini-

gen Jahrzehnten beschlossen seine Nachkommen, die Grabstätte aufzulassen. Rabe war vergessen.

In dem ersten Band meiner Autobiographie „Mut und Übermut“, der im Jahr 1991 erschienen ist, schrieb ich aber ein kleines Kapitel über ihn: Daß ich im November 1936 einige Zeit bei ihm in Nanking gewohnt, wie ich ihn und seine Frau Dora erlebt hatte und was ich während des Krieges in Shanghai von Landsleuten über Rabes hervorragendes Wirken als Vorsitzender eines Internationalen Sicherheitskomitees während der japanischen Eroberung Nankings gehört hatte. Ich schrieb, er habe auch einen Film von japanischen Greueln aufgenommen, ihn später in Deutschland vorgeführt und sei deshalb verhaftet worden. Das stimmte aber nicht ganz: Den Film hatte nicht er, sondern der amerikanische Missionar John Magee aufgenommen. Und Rabes Verhaftung durch die Gestapo war eine Affäre von einem Tag.

Drei Jahre nach dem Erscheinen meiner Autobiographie, am 30. Mai 1994, schrieb mir seine Enkelin Ursula Reinhardt aus Berlin, sie habe das Buch „Mut und Übermut“ gelesen und sie danke mir dafür, daß ich ihrem Großvater ein Kapitel gewidmet habe. Sie erzählte kurz von John Rabes Wirken in China. Im Vordergrund ihrer Erinnerungen stand seine in der Tat schändliche Art der Entnazifizierung. Von seinen Tagebüchern schrieb sie überhaupt nichts.

John Rabes Nachfahren empfanden die Tagebücher über das Massaker von Nanking nämlich als Belastung, weil er darin seinen Glauben an Hitler und den Nationalsozialismus, manchmal sogar in hymnischer Weise, bekannt hatte. Als Rabes Sohn Otto ihr den Brief seines Vaters an Hitler gegeben hatte, rief sie mich an und sagte, sie fürchte, dieses heikle Dokument, das sie mir zusende, werde ein dunkler Fleck in der Biographie ihres Großvaters sein, wenn es an die Öffentlichkeit komme, und sie zögere daher, es weiterzugeben. Es kostete einige Mühe, ihre Bedenken zu zerstreuen. Sie gab den Text dann aber doch weiter, und zwar an die Yale Divinity School in den USA, die Nanjing Memorial Hall, die Publizistin Iris Chang und an Renate Jährling bei StuDeO.

Sie schrieb: „Jahrzehntelang habe ich gewünscht, diese Tagebücher existierten gar nicht ... Ich habe sie weder gemocht noch gelesen, wie sie da jahrelang auf dem Bücherbrett standen; und ich habe gedacht, die Nazis oder die Russen könnten uns erschießen, weil sie politisch explosiv waren.“ Die Familie, schrieb sie, habe sie verbrennen wollen. Und selbst als ein amerikanischer Verleger sich um die Rechte an den Tagebüchern bemühte und sie von dem öffentlichen Interesse fasziniert war,

das auch auf sie fallen würde, kamen ihr wieder Bedenken. Sie schrieb: „Da muß die Parteimitgliedschaft erklärt werden, da sind Loyalitätserklärungen für Hitler und die deutsche Außenpolitik in den Jahren 1937/38. Es ist schmerzhaft für die Nachfahren, das zu lesen, obwohl das damals doch allgemeiner Brauch war.“

Bisher hatte sie aus der Feder ihres Großvaters lediglich sein kleines Nachkriegs-Tagebuch und seinen Brief an Hitler gelesen. Da ich mich nach der Lektüre des Briefes an Hitler nach weiteren Dokumenten erkundigte, erwähnte sie die Tagebücher aus Nanking, die auf dem Speicher von Rabes Sohn Otto in Gaggenau lagerten. Am 2. November 1996 besuchte sie ihn, und er übergab ihr auf ihre Bitte die Tagebuch-Bände seines Vaters über die japanische Besetzung Nankings. Sie kopierte sie darauf mehrfach in ihrer Berliner Wohnung: eine verdienstvolle, mühsame Arbeit. Anfang Dezember 1996 sandte sie eine der beiden vollständigen Kopien der Nankinger Tagebücher an die Yale Divinity School zu Händen von Herrn Shao Tsu-ping, der sie ins Englische übersetzen wollte. Die andere vollständige Kopie sandte sie mir.



*Ursula Reinhardt präsentiert in New York die Tagebücher ihres Großvaters.*

*Quelle: Zhu Chen Shan (Hrsg.): The Picture Collection of Nanjing Massacre and International Rescue, Ji-angsu 2002*

Iris Chang, die sich rühmte, die Tagebücher entdeckt zu haben, hat sie damals offenbar nicht erhalten; Frau Reinhardt hatte ihr jedoch die Erlaubnis gegeben, sich eine Kopie von der Yale Universität geben zu lassen. Dies geht aus einem Schreiben der Yale University vom 9. Januar 1997 an Frau Reinhardt hervor, in dem es heißt: "We are in the process of making a full copy for Iris Chang, but that is on the basis of your letter of December 3<sup>rd</sup> to her in which you indicate that she is to have a full copy."

Die „Allianz der Opfer des Nanking-Massakers“, eine chinesisch-amerikanische Vereinigung, veranstaltete am 12. Dezember 1996 in New York eine Gedächtnisfeier, bei der der frühere Vorsitzende Shao Tsu-ping die ihm zugesandte Kopie der Tagebücher ausstellte. Diese Feier, unter dem Titel

„Der Schindler von Nanking“ angekündigt, erhielt in den Vereinigten Staaten ein ungewöhnlich starkes Presseecho.



*Grabstein des Ehepaars Rabe  
im Nanjing Massacre Museum*

*Quelle: Ebd.*

Auch John Rabes Enkelin war zu der Gedächtnisfeier eingeladen worden. Die große Aufmerksamkeit, die vielen Anfragen von allen Seiten nach den Übersetzungsrechten, gelegentlich mit Einladungen nach Japan, China oder in die Vereinigten Staaten verbunden, machten auf sie, die auf solchen Ansturm nicht vorbereitet war, einen großen Eindruck. Man hatte sie vor ihrer Reise nach New York gewarnt, Vereinbarungen über das Copyright zu treffen, da die Tagebücher Eigentum ihres Onkels seien. Trotzdem ergaben sich später einige Verwirrungen, als Shao Tsu-ping in der Annahme, sie habe ihm das Copyright schriftlich und mündlich zugesichert, die Übersetzung der Tagebücher ins Chinesische und Verlagsverhandlungen in Peking begann, bis er erfuhr, daß Otto Rabe, der Eigentümer der Tagebücher, John Rabes Sohn und Erbe, das weltweite Copyright bereits im Januar 1997 der Deutschen Verlags-Anstalt übertragen hatte.

Frau Reinhardt, im verständlichen Bestreben, den Ruhm ihres Großvaters zu verbreiten, erwoh zuweilen, die Originale der Tagebücher der Yale University oder ein anderes Mal der Memorial Hall in Nanking zu schenken, wozu Mei Zhaorong, der Chinesische Botschafter in Bonn, sie zu überreden versuchte. Als er auch mich deshalb aufsuchte, erwiderte ich, daß sie natürlich ins Bundesarchiv gehörten und daß ich mich dafür einset-

zen werde. Ich überzeugte davon auch Otto Rabe, der den endgültigen Verbleib der Tagebücher im Bundesarchiv verfügte. Der chinesische Botschafter erhielt dagegen auf seinen Wunsch von Frau Reinhardt den Grabstein ihres Großvaters, der in ihrer Garage gelagert hatte und der heute zu seinen Ehren in Nanking aufgestellt ist.

Als ich Anfang Dezember 1996 die Tagebücher gelesen hatte, schrieb ich einen langen Artikel über John Rabe, der in der Tiefdruckbeilage der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschien – allerdings erst am 22. März 1997 – und weite Aufmerksamkeit erregte.

Danach gab ich im Benehmen mit der Deutschen Verlags-Anstalt die Nanking-Tagebücher und das bewegende Nachkriegs-Tagebuch John Rabes, das ich von seinem Sohn erhalten hatte, versehen mit ausführlichen Erläuterungen und Kommentaren zur politischen Lage jener Zeit, Ende 1997 als Buch heraus unter dem Titel: „John Rabe – der gute Deutsche von Nanking“. Ein Verlag in Nanking übernahm es zum Teil in ein Buch, das eine auf die chinesische Politik zugeschnittene Auswahl der Tagebucheinträge enthält. Der New Yorker Verlag Alfred A. Knopf und der englische Verlag Little, Brown and Co. veröffentlichten es in Englisch. Der amerikanische Verlag, im Zweifel ob die Bezeichnung „guter Deutscher“ nicht ein Oxymoron sei, das heißt eine Verbindung zweier einander widersprechender Begriffe, änderte den Titel in „The Good Man of Nanking“. Die Engländer beließen es bei „The Good German of Nanking“. Obwohl ein japanischer Justizminister das Massaker von Nanking einmal als märchenhafte Erfindung bezeichnet und total geleugnet hatte, gab der große Tokioer Verlag Kodansha es in Japanisch heraus, später auch als Taschenbuch. Es wurde in Japan ein Bestseller und schlug dort, wie eine Zeitung schrieb, ein wie eine Bombe.

In den Vereinigten Staaten wurde indessen Iris Changs Buch „The Rape of Nanking“, das sich weithin auf Rabes Tagebücher stützt, freilich gelegentlich auch Stellen aus meinem Buch übernimmt, ebenfalls ein Bestseller. Die Japaner lehnten jedoch eine Übersetzung ab, da sie behaupteten, das Buch enthalte unkorrekte Darstellungen. Es ergänzt dennoch in vieler Hinsicht Rabes Tagebuch. Iris Chang hat viele neue Zeugen, insbesondere Missionare befragt, die ihn zum Vorsitzenden des Sicherheitskomitees gewählt hatten, und sie beschreibt spannend und eindringlich die erschütternden Ereignisse während der japanischen Besetzung von Nanking.

# Anmerkungen zum chinesischen Steinkohlenbergbau

Lothar Herrnkind

Der Titel klingt stark einschränkend, und genau so ist er auch gemeint: Der Bergbau eines Landes mit einer Jahresförderung von 1,3 Milliarden Tonnen ist viel zu komplex, als daß man ihn in einem kurzen Bericht schildern könnte, selbst wenn es dabei nicht um die geologischen und technischen Bedingungen des Abbaus geht.

In der deutschen Presse werden die Fortschritte Chinas in Technik und Wirtschaft hoch gelobt, sicherlich zu Recht – wenngleich nur zum Teil. Denn von den mit der rasanten Entwicklung verbundenen Schattenseiten hört und liest man hier allzu wenig. Zu denen gehören insbesondere die Zustände im Steinkohlenbergbau. Der Zwang zur Steigerung der Fördermenge verschlingt so viel Kapital, daß Investitionen zumal in die Sicherheit und in den Umweltschutz bei bestehenden Bergwerken unzureichend sind, ja sogar weitgehend unterbleiben.

Über Grubenunglücke wird bei uns zwar immer wieder berichtet, dennoch bleibt der Eindruck, es handele sich um Einzelfälle, die auf Verstößen Einzelner gegen Gesetze oder Vorschriften beruhen. Das ganze Ausmaß des tagtäglichen Sterbens in den Gruben kommt aber nicht zum Ausdruck.

Ein Großteil der Unglücke entsteht in der Tat aufgrund solcher Verstöße. Das Sicherheitsrecht ist durchaus umfassend, aber es greift nicht. Denn in den Provinzen werden gemeinhin alle Erlasse der Zentralregierung in Beijing als „Absichtserklärungen“ behandelt, die man (nur dann) befolgt, wenn sie mit den eigenen Interessen übereinstimmen.

Als ich mich beispielsweise in einer wesentlichen Sicherheitsfrage mit dem Hinweis auf eine Verordnung des Ministry of Coal Industry (MOCI) durchsetzen wollte, wurde mir unmißverständlich zu verstehen gegeben, daß dies in der Coal Mine Administration Xishan (CMA) unerwünscht sei. Solche Einstellungen bleiben weitgehend ohne persönliche Folgen, weil es keine von der Planung im MOCI und von der Betriebsführung in der CMA unabhängige Sicherheitsbehörde gibt. Auch die Gewerkschaft kann dies trotz aller Reformen nicht sein, da sie im Sinne Lenins immer noch der „Treibriemen der Partei“ ist. Sie hat die Belegschaft ruhig zu halten.

Vor dem Hintergrund dieser „Rechtslage“ habe ich von 1979 bis 1994 in China als Consultant / Projektleiter für die Firma Montan Consulting gearbeitet, eine Tochtergesellschaft der Ruhrkohle AG, deren Know-how auf solche Weise weltweit ein-

gesetzt und vermarktet wurde. Ich bin Diplom-Bergingenieur und Bergassessor, aber nicht nur mit Erfahrung in der Verwaltung, sondern auch mit jahrelanger Untertagepraxis, da ich immer wieder in den Betrieb zurückgekehrt bin. So habe ich die gesamte untertägige Hierarchie vom Steiger bis zum Grubenbetriebsführer durchlaufen. Daneben war ich als Leiter der Grubenwehr auch für das Rettungswerk unter Tage zuständig.

Zunächst, d.h. bis 1981, handelte es sich meist um Kurzaufenthalte in Beijing von ein bis zwei Wochen, bei denen Zwischenergebnisse dem MOCI oder der beauftragten CMA zur Genehmigung vorzutragen waren. Der Zugang zu chinesischen Gruben wurde mit der vorgeschobenen Begründung beschränkt, daß wir nicht durch den Ist-Zustand beeinflußt werden sollten. Tatsächlich wollte das MOCI aber wohl verhindern, daß sich ausländische Bergingenieure länger im Landesinneren aufhalten.

In den 80er Jahren verlängerte sich die Dauer meiner Aufenthalte in China. Anstelle des MOCI finanzierten unsere Arbeit jetzt die Weltbank und die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ). Beide Auftraggeber traten dafür ein, daß die chinesischen Empfänger nicht nur die reine Technik kennenlernten, sondern auch unsere Planungsmethoden und das Management, das zum effektiven Einsatz moderner Techniken gehört.

So verbrachte ich schließlich jedes Jahr fünf bis sieben Monate in China, meist in den Bergen der Provinz Shanxi, zusammengenommen viereinhalb Jahre. 1997 habe ich dort noch einmal „mein“ Bergwerk besucht. Von den Reformen und Veränderungen Chinas war hier noch immer wenig angekommen.

Die Provinz Shanxi ist das wichtigste montanwirtschaftliche Zentrum Chinas, hier wird ein Drittel der chinesischen Steinkohle gefördert. Da habe ich als Projektleiter Maßnahmen zur Effizienzsteigerung, zur Grubenbrand- und Explosionsbekämpfung und zur Vorausberechnung und Kontrolle der Ausgasung geleitet und oft überhaupt erst im MOCI initiiert. Das Schwergewicht lag jedoch auf der Planung von drei Großschachtanlagen, von denen ich eine als „Owner's Engineer“ der Weltbank während der gesamten Bauzeit betreut habe.

Die eingangs bereits kurz angesprochenen tödlichen Unfälle bilden die Schattenseite des chinesi-

schen Bergbaus. Zur Zeit gibt das MOCI 10.000 Todesfälle im Jahr zu. Im Jahre 1993 habe ich allerdings – nach zehnjähriger Recherche! – von 16.000 Toten jährlich erfahren. Diese Zahl sollte angeblich sämtliche Grubenunfälle, also auch die in Kleinstgruben geschehenen, umfassen. Darin sind allerdings die Todesfälle in den vielen illegalen Betrieben immer noch nicht enthalten. Unter Berücksichtigung der Fördersteigerung von 1993 bis 2004, speziell in den Kleinstgruben, dürfte sich die Zahl eher auf 20.000 erhöht haben. Damit ist die Gefahr, einen tödlichen Unfall zu erleiden, für den chinesischen Bergmann mindestens 70mal höher als für einen Bergmann in Deutschland, vielleicht sogar 90mal höher.

Für diese traurige Zahl gibt es viele Ursachen. Ein Grund liegt in der mangelhaften Überwachung wie schon erwähnt, ein weiterer in der Zersplitterung des Bergbaus. Zum einen gibt es den Bergbau des MOCI mit großen Einheiten und guter bis akzeptabler Ausrüstung. Ihr Anteil an der Gesamtförderung, der 1950 noch 70,3% betrug, schrumpfte bis 1994 auf nur noch 59,7%. Jüngere verlässliche Zahlen stehen mir leider nicht zur Verfügung, nur die Auskunft, daß sich an diesem Trend nichts geändert habe.

Zum anderen gibt es unzählige Klein- und Kleinstgruben, deren Bau freigegeben wurde, weil das MOCI trotz des Neubaus von Gruben „westlichen“ Standards den wachsenden Kohlenbedarf nicht decken konnte. Die Provinzregierungen besaßen 1994 rund 1.600 größere Kleingruben mit einer Förderung von 30.000 bis 50.000 t jährlich bei 350 (!) Fördertagen im Jahr. Diese Gruben, von denen ich einige gesehen habe, sind so einfach ausgerüstet, daß sie bestenfalls unserem Bergbau um 1900 entsprechen.

Der stärkste Förderanstieg kam bis 1994 jedoch aus 80.000 noch kleineren Kollektivgruben, die Dorfgemeinschaften, bestenfalls Kreisen gehören. Dazu kamen weitere 10.000 Privatgruben. Alle diese 90.000 kleinen und kleinsten Gruben und die meisten der 1.600 Provinzgruben arbeiten im reinen Handbetrieb mit Sprengarbeit zum Lösen der harten Kohle. Handbetrieb heißt ferner: Hacke, Schaufel und gummibereifte zweirädrige Schubkarren. Ein zentrales Förderband im Schrägschacht nach über Tage ist der Gipfel der Ausrüstung. Der Abbau erfolgt im Kammverfahren: Die Kammern im Flöz werden so lange erweitert, wie man meint, daß das Hangende (das Gebirge über dem Flöz) hält. Solche subjektiven, oberflächlichen Bewertungen zeitigen oft tödliche Folgen. So oder so ähnlich kommt es zum tagtäglichen Sterben in diesen Gruben.

Da solche Kammern auch schlecht bewettert sind, bilden sich hier durch Ausgasung explosive Gas-Luft-Gemische. Sie führen zu den zahlreichen Explosionen, von denen unsere Medien eher etwas berichten als von dem tagtäglichen unspektakulären Sterben. Ebenso wenig erfahren wir von den jährlich mehr als 4.000 Neuerkrankungen an Staublunge (Silikose), der Geißel des Bergmanns, die ihn zum Erstickungstod verurteilt. Anderswo haben moderne Techniken und Schutzmittel die Silikose besiegt – nicht aber in China, wo man offenbar nicht bereit ist, die dazu notwendigen Mittel aufzuwenden.



*Abb. 1: Die Schutzhelme bestehen aus Bambusgeflecht.*

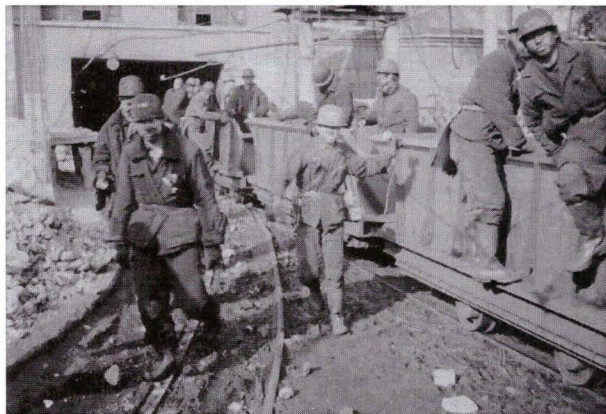
*Der Verfasser rechts mit weißem Schal*

Ein weiterer Grund für das massenhafte Unfallgeschehen ist das mangelnde Sicherheitsempfinden der chinesischen Bergleute, Ingenieure eingeschlossen: Sie sehen mögliche Gefahren nicht voraus. Sie denken punktuell, gewissermaßen in Piktogrammen, nicht in Betriebsabläufen. Bei den sich oft kurzfristig ändernden Betriebsbedingungen unter Tage führt das oft zu an sich vermeidbaren Unglücken. Um sie nach Möglichkeit zu verhindern, ist es im deutschen Bergbau üblich, Planungen mit einer Analyse „potentieller Probleme“ abzusichern.

Das mangelnde Sicherheitsbewußtsein zeigt sich augenfällig auch darin, daß die Bergleute – hier, wie man sieht (Abb. 1), auch die Besucher – auf

der Grube Guan Di in der Provinz Shanxi noch bis zum Ende der 90er Jahre Schutzhelme aus Bambusgeflecht (!) trugen. Was die im Falle eines Falles taugen, kann man sich leicht ausmalen.

Und noch deutlicher: In der Grube Duerping, einer Stollengrube ohne Schächte ebenfalls in Shanxi, wo ich mit einem ausländischen Expertenteam die Betriebsleitung darin zu beraten hatte, wie man ein Brandfeld abdämmt, gibt es keine speziellen Züge zur Personenbeförderung.



*Abb. 2: Die Bergleute gefährden sich beim Abspringen aus dem fahrenden Zug.*

Die Belegschaft wird schlicht in Kohlenwagen transportiert, die überdies keinen Kopfschutz gegen den Fahrdraht/die Hochspannung (!) aufweisen. Das Fehlverhalten der Betriebsleitung, die an der falschen Stelle „spart“, setzt sich im Leichtsinne der Kumpel fort: Um schnell die Waschkaue zu erreichen, springen sie aus dem noch fahrenden Zug, ungeachtet der Gefahr, dabei mit dem Kopf

die Hochspannungsleitung zu berühren (Abb. 2). Das Fehlen eines umfassenden, nachhaltigen Sicherheitskonzepts schließt ein, daß es für die verschiedenen Verantwortungsbereiche keine klaren Kompetenzabgrenzungen gibt, weder räumlich noch sachlich. Dieses Phänomen der „sich überschneidenden Verantwortungsbereiche“ hat nach meinen langen, vergeblichen Versuchen, wenigstens in „meinem“ Bergwerk hierin Klarheit zu schaffen, zu tun mit der gesellschaftlichen Realität: In einem Land ohne Rechtssicherheit läßt sich für die Öffentlichkeit ganz leicht ein „Schuldiger“ finden, ohne daß man ihm eine Pflichtverletzung nachweisen müßte. Da der „Schuldige“ seine Unschuld nicht nachweisen kann bzw. darf, schafft das die Möglichkeit, Anschuldigungen wenigstens weiterleiten zu können. Und dazu braucht es geradezu schon im Vorfeld unscharfe Verantwortungsregelungen, Kompetenzüberschneidungen.

Mein Bericht wäre freilich unfair, wenn ich nicht wenigstens ein Beispiel bringen würde, aus dem hervorgeht, was ich in China gelernt habe: Die chinesischen Lagerstätten weisen sehr viele mächtige, d.h. dicke Flöze auf, deren Abbau beim Stand der Technik problematisch ist. Quasi unterstützt von der Härte ihrer Kohle, haben die chinesischen Ingenieure ein exzellentes Verfahren entwickelt. Sie bauen solche Flöze in mehreren Scheiben ab, die eine technisch beherrschbare Mächtigkeit haben. Diese meine chinesische Erfahrung war mir 1995/1996 bei meinem Einsatz in Sibirien von erheblichem Nutzen.

## **Typisch westlich? Typisch asiatisch?**

### **Eine Kunstausstellung: Katsura Funakoshi und Ernst Barlach\***

**Reinhard Gilster**

Im Grünen, inmitten einer der schönsten Parkanlagen Hamburgs, liegt das Ernst Barlach Haus, das Künstlermuseum, das sich mit seiner Sammlung auf das Werk des großen expressionistischen Bildhauers, Zeichners und Schriftstellers Ernst Barlach konzentriert. Während die Hängung von Handzeichnungen und Druckgraphiken jährlich wechselt, sind die um den Innenhof gruppierten Räume bestimmt für die permanent ausgestellte Plastik.

Ein Ausstellungsprojekt des Museums versuchte in diesem Sommer einen Dialog entstehen zu lassen: zwischen den Holzskulpturen Barlachs und den skulpturalen Menschendarstellungen des japanischen Bildhauers Katsura Funakoshi.

Funakoshi wurde 1951 in Morioka/Präfektur Iwate geboren. Er studierte an der Zokei Universität

sowie an der Nationalen Universität für Bildende Künste und Musik, Fach Bildhauerei, und unterrichtete später an diesen Universitäten. Der einzige längere Auslandsaufenthalt war 1986-1987 in London. Er lebt und arbeitet heute in Tokio.

Zunächst einmal scheinen die beiden Künstler sehr unterschiedlich zu sein, man meinte, eine Kontrastausstellung zu besuchen. Hier der norddeutsche Künstler, der mit seiner Loslösung vom Jugendstil ein ganz eigenes expressionistisches Vokabular entwickelte, dessen Lebens- und Schaffensmittelpunkt das mecklenburgische Güstrow war, wo er zurückgezogen lebte. Und dort der zeitgenössische japanische Künstler, der mit seiner für westliche Augen fremd erscheinenden Kunst schon 1988 auf der Biennale von Venedig, 1990

im Frankfurter Kunstverein, 1992 auf der Kasseler Documenta IX und auf der Expo 2000 in Hannover auffiel.

„Altes Europa“ und „ferner Osten“?! Westliche und – im Vergleich dazu ganz anders – asiatische Kunst?! Die Hamburger Ausstellung lud dazu ein, mit solchen Zuordnungen vorsichtig zu sein und Bilder zu vermeiden, die oft klischeehaft sind.

Funakoshis Skulpturen sind realistische Menschenfiguren aus Kampferholz, einer Lorbeerart, die er bevorzugt, weil die Farbe des Holzes der Hautfarbe der Japaner ähnelt. Sorgfältig ausgeführte Zeichnungen – auch das machte die Ausstellung deutlich – bilden die Vorlagen zu den bemalten Holzskulpturen.

Ungefähr 115 Gestalten sind so in den letzten Jahrzehnten entstanden. Die Bildwerke zeigen Männer und Frauen im mittleren Alter. Gesichter und Leiber sind farbig gestaltet. Die Figuren erscheinen ruhig und ausgeglichen. Ihr Blick ist nach vorn gerichtet. Die Augen wirken besonders lebendig, weil sie, separat aus bemaltem Marmor gearbeitet, in die Gesichter eingesetzt sind.

Ein Film, der während der Ausstellung zu sehen war, zeigt Funakoshi, wie er in seinem Atelier in Tokyo den Kopf und andere Körperteile eigenständig arbeitet und erst später mit dem Rumpf verbindet. Die Skulpturen, man kann auch sagen: die Konstruktionen, zeigen Menschen in westlich-modischer Kleidung oder in farbig gefaßten Kutten. Oder aber die Menschen sind nackt. Irritierend und geheimnisvoll ist Funakoshis Eigenart, die Körperteile „verkehrt“, d.h. am falschen Ort zu plazieren. Einer Frau wachsen die Hände – engleich – wie Flügel an den Schulterblättern. Bei einer männlichen Figur erscheint die Hand oben an der Schulter. Im Blick auf die Proportionen sind die Köpfe zu klein; die Hälse sind sehr lang und gestreckt. Immer sind es Halbfiguren, die auf Bauchnabelhöhe abgeschnitten sind.

Unter dem Titel „A Map of the Time“ kommentiert der Katalog die Ausstellung und spricht bei Funakoshi und Barlach von „Seelenverwandten“. Welches sind ihre Gemeinsamkeiten?

Da ist einmal der Werkstoff Holz. Bei Funakoshi ist das Holz immer deutlich zu erkennen, auch wenn es bemalt und lackiert ist. Spuren vom Arbeitsprozeß bleiben sichtbar. Risse im Holzblock bleiben unkorrigiert. Auch Barlach war in erster Linie Holzbildhauer. Barlach, dessen Werke im Nationalsozialismus als „entartet“ aus den Museen verbannt, dessen Arbeiten damals aus dem öffentlichen Raum entfernt oder zerstört wurden, ist nach dem Krieg vor allem durch Bronzearbeiten wahrgenommen worden. Denn viele Bronzen ent-

standen posthum ein zweites Mal und waren dann vor allem im kirchlichen Kontext – oft illustrativ vereinnahmend – anzutreffen. Das läßt leicht übersehen, daß Barlach das Holz als „niederes“ Material schätzte, als Material des Einfachen und Ursprünglichen.

Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, daß die beiden Künstler traditionsbewußt sind und sich mit der (westlichen und östlichen) Bildhauerei des Spätmittelalters befassen. Kunsthistoriker machen darauf aufmerksam, daß Funakoshi sich mit der historischen Kunst der Kamakura-Periode, der Hochphase der japanischen Holzbildhauerei, auseinandergesetzt hat. Und Barlach, der mit mittelalterlicher Schnitzkunst sehr vertraut war, achtete bei seinen Holzskulpturen sehr darauf, daß das Material erkennbar blieb. Eine „Holzsichtigkeit“ dieser Art ist eine Errungenschaft des Spätmittelalters.

Sodann haben beide Künstler das Hauptmotiv gemeinsam. Es ist der Mensch. Wie Funakoshi seit ungefähr dreißig Jahren Menschen darstellt, konzentrierte sich auch Ernst Barlach in seinen Holzskulpturen auf den Menschen. „Wenn ich (also) ein seelisches Erlebnis nachfühlen soll, so muß es eine Sprache sprechen, in der ich das Tiefste und Verborgenste nacherleben kann, meine Muttersprache ist die geeignetste“, schreibt Barlach einmal, „und meine künstlerische Muttersprache ist nun mal die menschliche Figur.“ Dem Leiden, der Freude, dem Gefühl, dem Denken des Menschen möchte er Ausdruck geben. „Die äußere Darstellung eines inneren Vorgangs“ ist sein Ziel.

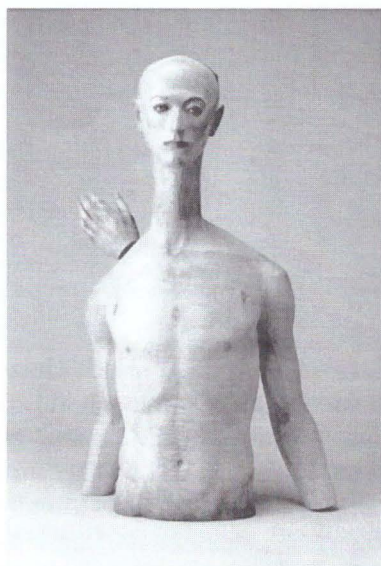
„Auf der Grenze“ kann man eine weitere Gemeinsamkeit nennen. Auf der Grenze zwischen dem Diesseitigen und dem Jenseitigen bei der Darstellung seelischer Zustände bewegen sich beide Künstler. Deuter der Kunst Funakoshis verweisen auf das Yugen (die „geheimnisvolle Tiefe“), das aller traditionellen japanischen Kunst eigen ist, z.B. dem No-Theater. Oder sie verweisen bei seinen Figuren auf die Nähe zum Zen-Buddhismus. Der Künstler selbst faßt seine meditative Kunst in drei Begriffen zusammen: „Balance, Gleichgewicht, Harmonie – darauf kommt es mir an.“ Funakoshi schreibt, er wolle „den Menschen (darstellen), der alle Menschen in sich vereint und doch einzig ist.“ Und Barlach hat in seinem Skizzenbuch schon 1906 festgehalten: „Wäre das nicht ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, jemandes Gesicht auf seine einfachste Formel gebracht zu sehen?“

Und schließlich haben beide Künstler eine starke Beziehung zur jeweils anderen Kultur. Katsura Funakoshi, dessen Vater, ebenfalls Bildhauer, einer der berühmtesten japanischen Gestalter christ-

licher Kunst ist, kennt und bewundert seit seiner Jugend die Schnitzkunst der Spätgotik. Und während man Ernst Barlach schon 1932 als Juden und Kommunisten denunziert (die Züge seiner Figuren seien „slawisch-ostisch“, das „Heldenhafte“ fehle), erweitert der Künstler in der Abgeschiedenheit von Güstrow sein Blickfeld nach Ostasien. Er schrieb damals: „Es gibt wohl nichts Göttlicheres als Buddhastatuen in japanischen ... Tempeln.“ Typisch westlich – typisch asiatisch?! So einfach sind die Kategorien nicht, auch nicht in der bil-

denden Kunst. Eine Besprechung der Ausstellung trug denn auch den treffenden Titel „In ostasiatischer Ferne, verblüffend nah“.

\* Zur Ausstellung, die das Ernst Barlach Haus gemeinsam mit der Galerie Annely Juda Fine Art, London, veranstaltet hat, erschien ein deutsch-englischer Katalog: Katsura Funakoshi – Ernst Barlach. A Map of the Time. Bielefeld: Kerber Verlag 2005. ISBN 3-936646-91-0. – Die Londoner Galerie vertritt Funakoshi in Europa seit 1991 und würdigt ihn mit Einzelausstellungen.



Funakoshi: "With no Horns, Herbivorous", 2004, 97 x 59 x 29 cm, bemaltes Kampferholz und Marmor



Barlach: „Der Asket (Der Beter)“, 1925, 69,6 x 32 x 32,6 cm, Walnußholz



Funakoshi: "Depth of Night", 2004, 88,5 x 52 x 36 cm, bemaltes Kampferholz und Marmor

## Vermischtes

### Zuschriften

Pfarrer Gerold Heinke schreibt: Die Zeit vergeht so schnell: Wir sind jetzt schon bald vier Jahre in Peking und wir wollen, wenn die Gemeinde uns behalten will, bis 2010 bleiben.

Wir haben uns übrigens entschlossen, einen Freundeskreis der Evangelischen Gemeinde Deutscher Sprache Peking zu gründen. Er will dazu dasein, ehemalige Gemeindeglieder und Freunde der Gemeinde mit Informationen zu versorgen, die Kommunikation untereinander zu ermöglichen und durch einen kleinen Jahresbeitrag zur Finanzierung

der Gemeinde beizutragen und so die Weiterarbeit zu gewährleisten. Interessenten können sich über meine E-Mail-Adresse [geroldheinke@hotmail.com](mailto:geroldheinke@hotmail.com) mit mir in Verbindung setzen.

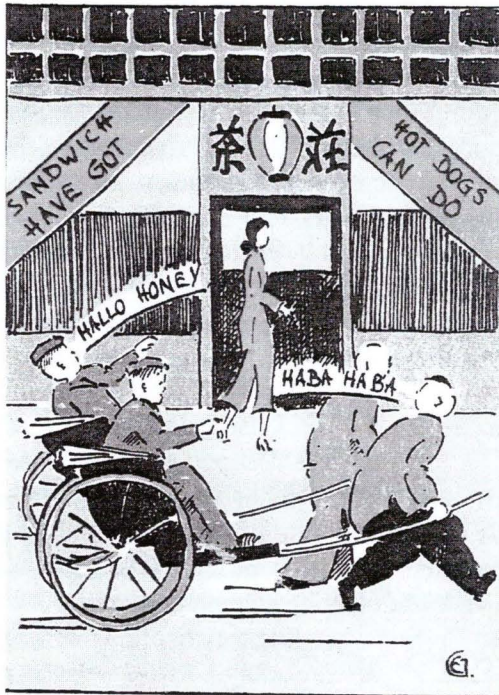
Am 25. September 2005 findet ein Jubiläumsgottesdienst zum 10. Jahrestag der Wiedergründung der Gemeinde (*ursprünglich gegründet am 19. November 1916*) statt, zu dem ich herzlich einlade.

Wenn alles klappt, wird es auch einen Balladen-Abend mit meinem Vorgänger Pfarrer. i.R. Hans-Georg Dürr geben.

Elinor Hoffmann-Göldner, Neapel, schickte mehrere farbige Postkarten nach Motiven, die sie selbst in Peking gezeichnet hat, und stellt dazu dar: Als der Krieg zu Ende war und die Deutsche Botschaft mir 3 Unzen Gold zum weiteren Überleben in die Hand drückte (obwohl ich keine local hire,

sondern eine mit Dienstaß Ausgesandte war), mußte ich überlegen, wie ich mich weiter durchschlagen konnte. Da kam ich, als die Amerikaner eintrafen, auf die Idee, Serien von Postkarten herzustellen, die ich bei Hundhausen drucken ließ und mit Erfolg an den amerikanischen PX verkaufen

konnte. Bildlich gesehen, war und bin ich eigentlich Landschaftlerin, und Figuren sind bei mir



STREET SCENE

Anmerkung: Vincenz Hundhausen (1878-1955), deutscher Rechtsanwalt, von 1923 bis 1938 Professor für Vergleichende Literaturgeschichte in Peking, ist bekannt für seine Nachdichtungen chinesischer Lyrik und chinesischer Singspiele.

Er lebte ab 1924 auf der „Pappelinsel“ (in der südwestlichen Ecke der alten Kaiserstadt) und betätigte sich dort als Verleger eigener und fremder Werke. Seinen Verlag nannte er zunächst „Pekinger Verlag“, später „Pekinger Pappelinsel-

etwas hölzern ausgefallen. Trotzdem, es sind Erinnerungen an die Zeit des Kriegsendes.



CITY URCHINS

Werkstatt“. Ab 1938 betrieb er auch eine eigene Druckerei. Infolge der kommunistischen Machtübernahme verlor er seine gesamte Habe, darunter seine 12.000 Bände umfassende Bibliothek. 1954 wurde Hundhausen aus seiner Wahlheimat ausgewiesen und starb bald darauf in seinem Geburtsort Grevenbroich.

Literatur: Hartmut Walravens: Vincenz Hundhausen (1878-1955), 4 Bände, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1999-2001.

Dieter Utech, Bremen, sandte eine farbige Zeichnung von John Rabe und erklärte dazu:

Mein Vater, Hans Utech, damals in Tientsin lebend, und John Rabe kannten einander als Kollegen der Siemens AG in China.

Aus Anlaß meiner Geburt erhielten meine Eltern von ihm diese Glückwunschkarte, die er selbst gezeichnet hat.

Das „Junge, Junge, Junge!!“ bezieht sich auf die Geburt eines Sohnes am chinesischen Nationalfeiertag „double tenth“, ein Zusammentreffen, das in China als besonders erfreuliches Ereignis galt.



## Treffen des Radolfzeller Ostasienkreises

Am 10. Mai 2005 trafen sich 15 Mitglieder und Ostasienfreunde aus der Radolfzeller Ecke des Bodensees in Winterthur zu einem tibetanischen Essen im Restaurant „Tibet Gardens“.

Versammelt waren: Susanne Fricke und Schwägerin, Dr. Edmund Hoffmann, Christa Jenke, Erna Lauber, Elisabeth und Dr. Wolfgang Lehrer, Eberhard Möschel, Ruth und Utz Munder, Barbara Piazzolo, Gretchen und Dr. Fritz von Raumer, Ruth und Dr. Horst Rosatzin.

Fritz von Raumer hielt einen informativen Vortrag

über die „Problematik der Wasserwirtschaft in Bangladesch und internationale Lösungsversuche zu ihrer Bewältigung“. Dem schloß sich ein Besuch des Tibet Instituts in Rikon bei Winterthur an, wo Priester Loten Dahortsang einen umfassenden, außerordentlich interessanten zweistündigen Vortrag über „Tibet und seine Beziehungen zu China“ hielt. Es war ein aufschluß- und erinnerungsreicher wie auch genüsslicher Tag, den die Teilnehmer in und um das Tibet Institut in Rikon verbrachten.

## Leserbriefe

Sehr aufmerksam und mit Anerkennung habe ich die INFO-Broschüre gelesen. Besonders gefallen haben mir die einleitenden Worte von Dr. Dieter Lorenz-Meyer, der Bericht von Martin Hudec, die Wiedergabe der Fritz-Wiedemann-Rede und der

Bericht von Helene Kühl über die Hindenburg-Schule in Harbin (mein Geburtsort!). Die Aufmerksamkeit der Leser auf das Wolfgang Müller Haus zu lenken ist besonders lobenswert.

Edgar Arnhold, Unterhaching

Ich habe die April-Nummer sofort gründlich durchgelesen. Wie viele Erinnerungen aus immer neuen Winkeln und Ecken erscheinen doch! ... Das einzige, was vielleicht vermehrt noch aus Ostasien

erbeten werden sollte, wären kurze Arbeits- oder Erlebnisberichte jetzt dort Tätiger.

Berta Kleimenhagen, Stuttgart

Das April-Heft ist sehr gut gelungen und hat mir viel Freude gemacht. Alle Beiträge waren von großem Interesse. Die Tagebuchnotizen von Eva Skoff weckten Erinnerungen an unsere gemeinsame, abenteuerliche Reise auf der S/S „Rena“ von

Shanghai nach Europa im Frühjahr 1949. Den Auszug aus der Rede von Generalkonsul Fritz Wiedemann habe ich mehrmals gelesen. Es ist ein bewegendes Dokument von bleibendem Wert.

Hellmut Klicker, Ashiya/Japan

## Suchanzeigen

Gesucht werden für eine Dissertation Fotografien oder Postkarten, auf denen **westliche Architektur in Kanton** abgebildet ist. Besonders willkommen ist Bild- und Textmaterial über die Insel Shameen (Britisch-französische Konzession) sowie histori-

sche Stadtpläne und Landkarten von Kanton bzw. Shameen. Zeitraum ca. 1860-1960.

Zusendungen und Hinweise bitte an  
Renate Jährling, Eichenau

Gesucht werden Ausgaben des „**Marugamer Tageblatts**“, das von 1914 bis 1917 im Kriegsgefangenenlager Marugame / Japan erschien, nach Mög-

lichkeit im Original, notfalls in Kopie.

Zusendungen und Hinweise bitte an  
Renate Jährling, Eichenau

Die **Deutsche Schule Kobe** ist, auch im Blick auf ihren 100. Geburtstag, der im Jahre 2009 ansteht, bestrebt, Kontakte zu ehemaligen Schülern zu knüpfen. Das StuDeO will ihr darin gern behilflich sein und regt an, sich (mit Adresse und vielleicht

auch mit einer kurzen „Selbstanzeige“) zu melden und, soweit bekannt, Adressen von ehemaligen Mitschülern bekanntzugeben.

Auskünfte und Hinweise bitte an  
Renate Jährling, Eichenau

## Vereinsnachrichten

### ◆ Mitglieder

Wir freuen uns über achtzehn neue Mitglieder, die wir gern in unseren Kreis aufnehmen. Damit zählt das StuDeO 388 Mitglieder.

Gertrud Atzert geb. Schulze (NI, Harbin, Shanghai 1929-1940)

Gero-Peter und Brigitte Brexendorff (Shanghai 1986-1996, Tientsin seit 1997)

Ingrid Eggers (Witwe von Helmut Eggers)

Friedrich Flakowski (Bandoeng, Bangkok, Hainan, Singapore, Shanghai 1927-1939, Java 1939-1941, Kobe, Ashiya 1941-1947)

Stefanie Graf (Peking seit 1998)

Irmgard Grimm (Kobe 1923-1947)

Irmgard Gugel (Shanghai 1944-1946)

Wolfgang und Barbara Julius geb. Dietrich (Shanghai 1930-1946)

Paula Lauterbach geb. Dieckmann (Shanghai 1933-1947)

E. Augustin von der Lühe (Tientsin seit 1997)

Gustav Röhr (Interesse Eisenbahn in China)

Steffi Schmitt (Shanghai seit 2001)

Ingo Selig (Japan 1950-1966, 1976-2003)

Maria Wichmann geb. Redlich (Wladiwostok 1916-1931, Harbin, Dairen 1931-1940, Japan 1940-1947)

Sylvia Wilm-Möstl (Schwiegertochter von Paul und Lotte Wilm)

Fritz Wittig (Tientsin 1926-1939)

### ◆ Zahlungserinnerung

Diejenigen, die ihre Mitgliedsbeiträge für 2005 oder sogar für weiter zurückliegende Jahre noch nicht entrichtet haben, werden gebeten, diese alsbald zu überweisen. Vgl. dazu die Vorgaben auf Seite 2.

### ◆ StuDeO Homepage

Eine Homepage mit der Adresse [www.studeo-ostasiendeutsche.de](http://www.studeo-ostasiendeutsche.de) ist in Vorbereitung.

### ◆ Archiv

Herzlich gedankt sei wiederum allen, die die Vereinsziele durch Informationen, Sachspenden und nicht zuletzt durch ihr Mitmachen und Mitdenken unterstützen. Stellvertretend genannt zu werden verdienen aus letzter Zeit: Elinor Hoffmann, die einige sehr seltene Bücher schenkte, z.B. „Peitaiho Picture-Verse“ (1940) von Patricia Allan oder einen „Guide to Peking“ aus dem Jahre 1941, sowie Zeichnungen und Skizzen von ihrer Hand. Kirsten Reichler übergab mehrere Stücke alter chinesischer Volkskunst und das 260cm lange

gerahmte Panoramabild „Tsingtau 1935/36“, das nun das Wolfgang Müller Haus ziert. Von Uwe Jensen, Harry Poulsen und Dieter Utech kommen immer wieder Fotos und Zeitdokumente. Gisela Kallina vertraute dem Archiv ihre Fotoalben aus Kanton und Hongkong zum Einscannen an.

**Zeitzeugnisse** sind stets willkommen, sei es im Original oder in Kopie, gegebenenfalls auch leihweise, um sie hier zu kopieren, als da sind: amtliche Dokumente, Manuskripte, Fotos, Zeitungen und Zeitschriften, Landkarten oder Stadtpläne.

Wer derlei zur Verfügung stellt, darf sicher sein, daß das Material heute und künftig der Wissenschaft und Forschung dient, von jedermann eingesehen werden kann und zur Darstellung des deutschen Lebens in Ost- und Südostasien der Nachwelt erhalten bleibt.

Material bitte nur an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau senden, keinesfalls an das Wolfgang Müller Haus in Kreuth!

### ◆ Projekte Dritter

Neue Projekte, welche das StuDeO mit Material und Informationen unterstützt, sind derzeit: ein vom ZDF geplanter Dreiteiler über die ehemaligen deutschen Kolonien (gewünscht werden vor allem Fotos zu Tsingtau und zum Boxerkrieg), eine Dissertation über die Europäer-Insel Shameen in Kanton, Arbeiten über die deutsch-chinesische Tongji-Universität in Shanghai und zum Thema „Tsingtaukämpfer“.

### ◆ Identifizierung von Fotos

Elise Hofmeister, Inge Kutzbach, Wera Schönfeld und Peter Cortum haben zur Identifizierung weiterer Personen auf den beiden Fotos aus dem April-INFO beigetragen, herzlichen Dank. Das linke Foto (P1554), das in Shanghai vor dem alten Schulgebäude in der Weihaiwei Rd. 95 aufgenommen wurde, zeigt v.l.n.r.: Hugo Schneider, Bertha Trumpf, Eckart Rawengel, Direktor Adolf Hellwig, J. Wiethoff (?), Cissy Priedemann, Dr. M. Wachsmut und Pastor Ewald Krüger. Das rechte Foto (P1555) zeigt v.l.n.r.: Fritz Kuck, Ilse Jordan, Frau Krüger, Dr. Dietrich Weber, Bertha Trumpf, Frau Simon und Adolf Hellwig. Erkennt jemand sich oder jemand anderen auf den Bildern aus **Hankow**? Siehe Seite 34.

Auskünfte und Hinweise bitte an \_\_\_\_\_, Eichenau, die gern auch größere Abzüge zur Verfügung stellt.



Lehrer und Schüler des Schuljahres 1933/34 auf dem Hof der Deutschen Schule Hankow. Schulleiter: Walter Lachenmann, die Lehrer/innen: Hanna Alinge-von Werder (5), Frau L. Kahlweit und Alfred Kränzlein.

P1341



Hanna Alinge-von Werder (11) mit Kolleginnen und Schülern des Schuljahres 1935/36 in Hankow.

Karl Otto Klein ist die Nr. 8

P4833

## Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO .....	2
Grußadresse des Vorsitzenden .....	3
Gustav Selig: Meine Besteigung des Fujinoyama (3. und letzte Folge) .....	3
Edith Heinisch-Lindmeyer: Unsere chinesische Dienerschaft, 2. Teil .....	6
Hans-Peter Cortum: "Such was life in the far east". Erinnerungen eines vormals Jugendlichen .....	8
Rudolf Wolfgang Müller: Erinnerungen an meine Schulzeit im 2. Weltkrieg in Kobe .....	12
Ernst-Dietrich Eckhardt: Das Ende des Zweiten Weltkriegs in vier Momentaufnahmen aus Karuizawa .....	16
Fridolin Berthel: Die deutsche Kriegsmarine in Südostasien bei Kriegsende und wie es mir und den Kameraden danach erging .....	18
Georg-Ludwig Heise: Rezension des Buches von Cord Eberspächer: „Die deutsche Yangtse-Patrouille. Deutsche Kanonenbootpolitik in China im Zeitalter des Imperialismus 1900-1914“ .....	21
Erwin Wickert: Die Entdeckung von John Rabes Tagebüchern .....	23
Lothar Herrnkind: Anmerkungen zum chinesischen Steinkohlenbergbau .....	26
Reinhard Gilster: Typisch westlich? Typisch asiatisch? Eine Kunstaussstellung: Katsura Funakoshi und Ernst Barlach .....	28
Vermischtes: Zuschriften – Leserbriefe – Suchanzeigen .....	30
Vereinsnachrichten .....	33

## Ostasien – Runde Hamburg

Um große Einladungsaktivitäten zu vermeiden, sei an den Herbsttermin erinnert, zu dem wir uns zum fröhlichen Zusammensein, Essen und Trinken treffen wollen, und

zwar

am Sonnabend, dem 22. Oktober 2005  
um 12.00 Uhr mittags bei

**Ni Hao**

in der **Wandsbeker Zollstraße 25-29**  
Anmeldung bitte bis eine Woche vor dem  
Termin bei  
Peter Cortum

## Chinarunde München

**Wir erinnern an den Termin**

Samstag, 5. November  
um 12 Uhr im

**China Restaurant CANTON**

Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2  
Anmeldungen bitte richten an:  
Marianne Jährling  
Renate Jährling \*\*\*

**Ostasiendeutsche/freunde  
von überall herzlich willkommen!**

## Ostasienfreunde

treffen sich in  
**Radolfzell** am Bodensee  
Montag, 14.11.2005 um 12 Uhr  
im

**China-Restaurant Yien-Yien**  
„Gasthaus Bodenseereiter“  
Zeppelinstraße 21

Auf Anmeldungen freut sich  
Ruth Munder

## Landhaus Schloß Kölzow



**Detlef und Ute von der Lühe** empfehlen ihr  
Schloß zu einem entspannenden Urlaub.

Am Park 5  
18334 Dettmannsdorf-Köolzow  
Tel. 038228 - 6190  
[info@schloss-koelzow.de](mailto:info@schloss-koelzow.de)  
[www.schloss-koelzow.de](http://www.schloss-koelzow.de)

## Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der keinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen finden Sie ringsum. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee. An Regentagen oder bei stürmischem Wetter bieten Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.

Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag. Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling oder \*\*\*  
Adresse siehe Seite 2.



**(\*\*\*) Hinweis:** der Klarname des Autors  
erscheint nur in der Druckausgabe